

## // Deutschlandtagebuch des Doktor Álvarez

Als Doktor Álvarez den Zug bestieg, der ihn nach Deutschland bringen sollte, sagte er sich: „Ich glaube, ich bin der erste Mensch, der sich unter die Nazis mischt, um vor ihnen zu fliehen. Diese ungewöhnliche Vorgehensweise, mein Leben zu retten, kann mir zweifellos interessante Augenblicke bescheren.“ Und er entschied sich dazu, etwas zu tun, das er nie zuvor in seinem Leben getan hatte, nämlich Tagebuch zu schreiben. Er verstieß so ganz klar gegen einen der Ratschläge, die man ihm immer wieder gegeben hatte. „Um Gotteswillen schreiben Sie keine einzige Seite und machen Sie sich auch sonst keine Aufzeichnungen darüber, was Sie in Deutschland sehen“, flehten ihn die Menschen an, die ihn gern hatten. „Es wäre eine Unbesonnenheit, die Sie das Leben kosten könnte“. Aber der angeborene Optimismus des Doktor Álvarez ließ ihn diese weisen Ratschläge vergessen und nicht einen Augenblick lang kam es ihm in den Sinn, die Aufzeichnung so merkwürdiger Beobachtungen angesichts einer Gefahr zu opfern, die er selbst nur als möglich einstufte, aber nicht mehr. Besaß Doktor Álvarez die Dreistigkeit, die Gestapo nicht zu fürchten? Man ginge zu weit, würde man das behaupten, denn er hatte diese so bekannte polizeiliche Institution stets mit einem gewissen Respekt betrachtet. Nach vielem Phantasieren über die Gestapo maßen die Menschen ihr schlussendlich fast übernatürliche Kräfte bei, eine Meinung, die Doktor Álvarez trotz seiner demokratischen Überzeugungen nicht teilte. „Es sind Menschen wie ich“, sagte er sich. „Handelte es sich um Geister, wäre es etwas anderes“.

Er hatte seine neue Identität so verinnerlicht, dass er fast selbst davon überzeugt war, dass er jemand war, der er eigentlich nicht war. Die Papiere, die er in seiner Briefftasche bei sich trug, sagten ihm: „Du bist Doktor Álvarez.“ Der Schnauzbart verkündete: „Dieser Mann ist Álvarez.“ Das Einzige *aber* war seine Brille. Man konnte sie ihm abnehmen und wenn man sah, dass sie aus gewöhnlichem Glas gemacht war, konnte man zu ihm sagen: „Sie sind nicht Álvarez.“ Trotzdem können wir fast mit Sicherheit behaupten, dass die Reinkarnation so vollkommen war, dass Doktor Álvarez überzeugt davon war, dass man ihn nicht mit José Antonio Agirre verwechseln konnte, was ihn vor einer plötzlichen Erschießung bewahren konnte.

Dieses Tagebuch, das der Leser sogleich lesen wird, war Doktor Álvarez auf seiner ganzen Pilgerreise ein treuer Begleiter, derjenige, der vielleicht am besten seine Leidens- und Glücksmomente kennt, denn mit ihm sprach er in der Einsamkeit seines Zimmers, also immer dann, wenn unser Seelenleiden am stärksten zutage tritt. Das Tagebuch hat auch seine eigenen Abenteuer erlebt: Es wurde in Hosen- und Jackentaschen mitgeführt, die nicht wussten, was sie da trugen, es überschritt Grenzen in einem Socken oder im Kopf einer Puppe. Stets musste es heimlich reisen, weil es ein wortreicher Zeuge der Metamorphose, der Laster und Täuschungen des Doktor Álvarez war. Und damit nicht genug, ging es sogar einmal verloren, konnte aber glücklicherweise wieder aufgetrieben werden. Aber Doktor Álvarez wird wohl nie die schrecklichen Momente vergessen können, die er durchlitt, bis er es wiederfand. Seither achtet er mit mehr Sorgfalt darauf als auf ein übermütiges Kind.

Nicht Wenigen wird dieses Tagebuch zu einfach erscheinen. Doktor Álvarez hätte es mit schrecklichen Berichten über die Gestapo spicken können, mit Tatsachen, die sich nicht ereigneten, sich aber hätten ereignen können. Aber er hat es vorgezogen, ohne Übertreibungen oder Erfindungen

einfach darüber zu berichten, wie er unbemerkt durch Deutschland reiste. Denn am Ende kommt zwangsläufig die Wahrheit ans Licht. Sie ist das Einzige, das fortbesteht und von Interesse ist. Dies ist also der Bericht über die Gefühle, die Doktor Álvarez in Deutschland im Schatten der Gestapo empfand.

## // Dienstag, 7. Januar 1941

Ich habe am Brüsseler Bahnhof sehr gefroren. Der Zug aus Paris hatte eine Stunde und fünfzig Minuten Verspätung. Ein sympathischer Gepäckträger hat mich unterhalten, während ich auf den Zug wartete. Er erzählte mir vom Elend der einfachen Leute, das sie aufgrund der Rationierung und des Preisanstiegs ertragen mussten. Der Gepäckträger hat mein weniges Gepäck in ein Abteil gestellt, in dem drei deutsche Offiziere reisten. Sie schliefen und belegten dabei alle Sitze. Als sie aufwachten und sahen, dass sie mir einen Platz überlassen mussten, schauten sie mich auf diese schlecht gelaunte Art und Weise an, die Zugreisenden so eigen ist, wenn ein neuer Fahrgast auftaucht. Als ich dann nicht mehr der immerzu störende, unvermeidbare Nachbar war, unterhielten sie sich mit mir. Einer von ihnen sprach Französisch. Ich sagte ihm, dass ich ein Bewunderer des deutschen Volkes aus Amerika sei und bot allen belgische Zigaretten an. So sicherte ich mir ihre Freundschaft für den Übergang über die Grenze, die wir nachmittags um halb drei passierten.

Der Soldat, der unsere Ausweispapiere überprüfte, sah mich mit einer gewissen Verwunderung an – dachte er der Schnurrbart sei unecht? – und fragte mich dann, wie viel Geld ich mitführte.

„300 Reichsmark“, antwortete ich ihm. Das ist der Höchstbetrag, der bei der Einreise nach Deutschland erlaubt ist, und es war auch der Höchstbetrag, den ich angesichts der Umstände mitnehmen konnte.

„Wieso reisen Sie nach Deutschland?“, fragte er mich dann.

Ich befriedigte seine Neugierde, indem ich ihm sehr gelassen antwortete:

„Mein Gesandter schickt mich nach Berlin.“

Er betrachtete erneut meinen Schnurrbart sowie meine Papiere. Danach wandte sich sein Blick meinen verschlissenen Hemden, Unterhosen und Socken zu. Zum Schluss gab er einen Befehl auf Deutsch, der allem Anschein nach so etwas bedeutete wie, dass man mir den Einreisestempel geben könne, was ein Untergebener dann auch tat.

Die Deutschen schätzen die gesellschaftliche Ordnung und mit meiner Anspielung auf den Gesandten stieg ich in den Augen meiner Mitreisenden im Rang auf. Sie vergaßen, dass ich sie jäh beim Schlafen gestört hatte, und in leutseligem Ton stellten sie mir Fragen über Amerika.

„Welcher Meinung ist man? Wird Amerika in den Krieg eintreten?“

Man sieht, dass dieses Thema sie sehr beschäftigt. Ich gab ihnen eine Information, so wahrhaftig, wie sie von einem Informanten kommen kann, der noch nie in Amerika war. Wir kamen mit einer Verspätung von zwei Stunden in Köln an und ich musste mich beeilen, um den Zug nach Hamburg zu erreichen.

In dieser Eile vergaß ich meinen Regenmantel im Zug, eine spürbare Verringerung meiner ohnehin schon kargen Garderobe. Später hatte ich Mühe, einem Gepäckträger klarzumachen, dass ich meinem Konsul ein Telegramm schicken wollte, um ihm meine Ankunft in Hamburg anzukündigen. All meine

Versuche scheiterten. Aber ein Marineoffizier, der in mein Abteil einstieg, half freundlicherweise als Dolmetscher aus. Ich bezahlte dem Gepäckträger das Telegramm und der Konsul erhielt es. Die deutschen Gepäckträger haben bei mir dadurch einen guten Eindruck hinterlassen.

Der Marineoffizier, ein Mann um die 45 Jahre mit ausgezeichneten Manieren, fragte mich:

„Kommen Sie aus Paris?“

„Nein, mein Herr, aus Brüssel.“

„Also ich komme aus Brest.“

„Ja, ich sehe, dass sie von der Kriegsmarine sind und dass sie zwei Verdienstkreuze haben. Sind die aus diesem Krieg?“

„Das eine ja, das andere ist aus dem letzten. Der Krieg, der Krieg!“, stieß er hervor. Kurz darauf fragte er: „Was denken Sie über den Verlauf des Krieges?“

Ich zögerte angesichts einer so heiklen Frage und antwortete ihm meine Worte abwägend:

„Die Welt ist von der Geschwindigkeit, mit der Sie Frankreich im vergangenen Sommer vernichtet haben, erstaunt.“

„Wir auch“, unterbrach er mich. Diese Äußerung hat mich verwundert.

„Jetzt wartet die ganze Welt auf den Überfall auf England“, sagte ich zu ihm.

„Ach, England! ... England ist sehr stark, mein Herr, sehr stark.“

„Aber Deutschland ist stärker“, antwortete ich ihm.

„England ist sehr stark, sehr stark“, sagte er erneut zu mir.

Und dann fügte er mit einer abwertenden Geste hinzu:

„Sehen Sie sich außerdem einmal an, was für Verbündete wir haben ... Diese Italiener ...“

Der Marineoffizier begann ein Buch zu lesen und während er es durchblätterte, machte er unfreundliche Gesten, die bestimmt an die Untergebenen Mussolinis gerichtet waren.

Ich betrachtete sein ernstes und sorgenvolles Stirnrunzeln und sagte zu mir selbst: „Das ist merkwürdig. Ich erreiche das schreckliche Deutschland und als Erstes treffe ich auf einen Soldaten, der die Macht des Gegners rühmt, die seiner Verbündeten geringschätzt und mich, einen Ausländer, fragt, was er über den Krieg denkt. Das ist merkwürdig, denn dieser Mann ist bestimmt kein Spion. Anscheinend ist er ein intelligenter Marineoffizier, der es sich herausnimmt zu zweifeln.“

Der Marineoffizier begann zu vespern. Man brachte ihm ein Stück Gebäck und eine Tasse Tee-Ersatz. Vor allem das Gebäck machte auf mich einen starken Eindruck, denn ich hatte seit gestern Abend eigentlich nichts mehr zu mir genommen.

„Denken Sie, ich könnte so etwas auch bekommen?“, fragte ich ihn.

„Wenn Sie Lebensmittelmarken haben.“

„Nun ja, ich habe keine...“

„Um den zu trinken“, er blickte abschätzig auf seinen angeblichen Tee hinunter, „brauchen Sie vielleicht keine.“

Wir riefen den Ober. Der Marineoffizier sprach augenzwinkernd mit ihm und kurze Zeit später aß ich Gebäck und trank diesen Tee, der hinsichtlich seiner Legitimität Doktor Álvarez stark ähnelte.

Der Marineoffizier stieg in Bremen aus. Ich nutzte die Zeit allein im Abteil dazu, um eine Dose Sardinien aus dem Koffer zu holen und sie zu essen. Das Gebäck war gewiss das Ergebnis eines jammervollen Nahrungsmangels. Das Bedauerlichste war, dass ich den Koffer, der dem Tee und

Doktor Álvarez ebenfalls ähnelte, aufbrechen musste, ein Koffer, der aus Leder zu sein schien, aber aus Karton war. Doktor Álvarez ist nämlich ziemlich zerstreut und hatte den Schlüssel des Koffers verloren.

Später kamen drei Bauern und ein Kommandant in mein Abteil. Es beeindruckte sie sehr, als ich ihnen sagte, dass ich Panamaer sei.

„Panamaer also, wie?“, und sie lachten im Rhythmus Wagners, „ha, ha, ha, ha!“ . Ich lachte auch. Als ob es mich mehr belustigte als sie.

Um zehn Uhr abends kam ich in Hamburg an. Im Zug wie auf dem Bahnsteig herrschte absolute Stromsperre. Man sah nichts und niemanden. Wie sollte irgendjemand in dieser Dunkelheit meinen Konsul finden? Aber aus den Schatten erreichte mich eine Stimme, die die seine war und sagte:

„Álvarez!“

„Hier bin ich“, antwortete ich ihm und wir umarmten uns fest.

Der Konsul brachte mich zur Pension einer alten Bekannten von ihm, Madame Mikolei, eine bescheidene Pension, aber in einer zentral gelegenen Straße. Eine sympathische alte Dame, diese Madame Mikolei.

„Hier bringe ich Ihnen einen meiner Landsleute, einen guten Freund. Behandeln Sie ihn gut“, sagte der Konsul zu ihr.

Die Alte bewirtete mich mit Wurst und Bier. Mein Magen war ihr dankbar dafür, denn es war schon einige Zeit her, dass er das Gebäck und die Sardinen verdaut hatte. Und ich legte mich nach dieser ersten Etappe meiner unglaublichen Reise hin, etwas überrascht davon, in Hamburg zu sein ... mit der Erlaubnis der Gestapo.

## // Mittwoch, 8. Januar 1941

Da es Pflicht ist, sich bei der Polizei zu melden, und Doktor Álvarez ein gesetzestreuer Mann ist, tat er dies in Begleitung seines Konsuls.

Richtig teilnahmslos betrachteten die Polizisten meine Papiere und stempelten das Dokument, das mir die Gestapo in Brüssel gegeben hatte. Damit war meine Einreise nach Hamburg bestätigt. Sie sahen mich nicht einmal an. Warum sollten sie mich auch ansehen, wenn Doktor Álvarez doch seinen Papieren nach ein rechtmäßiger Staatsbürger war? Denn in dieser Welt, in der das, was amtlich, nicht immer auch rechtens ist, ist nur das von Bedeutung.

Wir aßen im Ratsweinkeller zu Mittag. Gut und relativ günstig. Nach dem fast schwarzen Brot in Belgien schmeckten die weißen Brötchen herrlich. Ich musste an die ausgebeuteten Hafendämme von Antwerpen und von so vielen anderen Orten denken, die unter der Kontrolle der Deutschen standen. Jedes einzelne dieser Brötchen steht für das Verlangen nach Brot so mancher Belgier, Tschechen, Polen und Holländer. In der neuen Weltordnung essen die Deutschen und ihre Schützlinge freuen sich darüber.

Mit der Aufenthaltserlaubnis bekam ich Lebensmittelmarken. Für Brot, reichlich, für Fleisch, wenige, für Butter, 5 Gramm am Tag, für Margarine, etwas mehr, die Milch, entrahmt, Eier... keine.

„Diese Rationen reichen gerade zum Leben“, sagte der Konsul.

„Zum Leben oder um nicht vor Hunger zu sterben? Das ist doch nicht dasselbe“, sagte ich zu ihm.

Der Baedeker wird zu Recht sagen, dass Hamburg eine schöne Stadt ist, aber mich deprimiert sie. Alles, was gemeinhin Freude ins Leben bringt, ist verschwunden. Hier herrscht Eintönigkeit, die Stimmung ist gedrückt.

Ich stellte einen Suchantrag nach meinem Regenmantel, denn dieses Kleidungsstück ist für mich so wertvoll wie ein Gramm Margarine.

## // Donnerstag, 9. Januar 1941

„Ich glaube, dass ich mir mit den 300 Reichsmark nicht viel Luxus werde erlauben können.“

„Sie werden sie im Nu ausgegeben haben, denn hier ist das Leben sehr teuer“, versicherte mir der Konsul.

Ich muss also wirtschaftliche Wunder vollbringen, denn als der Konsul kam, brachte er mir einige Dollar mit, die meine Freunde und Angehörigen für mich zusammengekratzt hatten, aber ich muss sie aufheben, um meine Reise fortzusetzen, wohin auch immer.

„Ja, ja, passen Sie auf sie auf wie auf ihren Augenstein“, sagte mein Freund zu mir. „Hier sind Dollar mehr wert als Gold. Aber zeigen Sie sie nicht, denn sie sind sehr begehrt und darum werden ihre Besitzer stark verfolgt.“

Ich begleitete den Konsul zum Besuch bei einer befreundeten Familie. Wir setzten uns an die mit vielen köstlichen Speisen und Getränken bestückte Kaffeetafel: Kuchen, Pudding, Gebäck, Kaffee, eine Flasche Cidre und sogar eine beachtliche Zahl von Gläsern Kirschlikör. Unsere Gastgeber setzten sich in ihrer besten Festtagskleidung an den Tisch, aber die schlechte Qualität der Stoffe war deutlich zu erkennen. Trotzdem waren sie augenscheinlich luxuriös gekleidet, als wollten sie die Erinnerung an bessere Zeiten aufrechterhalten.

Wieder auf der Straße wies ich meinen Freund auf den merkwürdigen Eindruck hin, den die Fülle an Essen bei mir hinterlassen hatte.

„Wundern Sie sich nicht“, antwortete er, „diese Leute sind sehr großzügig. Es ist eine typisch deutsche Familie, die viel aufgewendet hat, um uns derart zu bewirten. Ich bin sicher, dass sich mit dieser Kaffeetafel ihr gesamtes Essen für heute erschöpft hat. Und etwas wird ihnen für morgen noch geblieben sein.“

„Umso dankenswerter!“, sagte ich zu ihm. „Es ist wirklich beklagenswert, dass man ein Volk, dem man seinen Lebenshunger anmerkt und das sogar die Jahre des Überflusses weiterhin zur Schau trägt, auf den Pfad der Entbehrung und des Wahnsinns führt.“

„Und haben Sie ihre Kleidung bemerkt? Welcher Luxus der Armut! ... Also das werden Sie überall feststellen. Das hier ist ein Land der Armut, das seinen früheren Lebensstandard beibehalten will.“

„Also so kann man doch in keinen Krieg eintreten“, erwiderte ich.

Vor dem Schlafengehen las ich bei Plutarch vom Leben seiner herrlichen Figuren. Damit tröste ich mich, wenn ich an die Zukunft denke, da es immer einen gibt, der gewinnt.

## // Freitag, 10. Januar 1941

Der Hamburger Hafen, an dem wir heute Nachmittag spazieren gegangen sind, ist wirklich herrlich. Es ist wahnsinnig kalt und die Elbe ist zugefroren. Der Hafen ist wegen der Blockade vollkommen stillgelegt. Diese ganzen unermesslichen leblosen Handelsflächen stimmen einen sehr traurig. Allerdings kann man keinerlei Zerstörung oder Trümmer durch die Bombardierung sehen. Nur leichte Schäden an einem Haus unterhalb des Krankenhauses für Tropenkrankheiten. Den gleichen Eindruck gewinnt man, wenn man durch die intakte Stadt geht. Die Bombardierungen der Royal Air Force sind noch leicht. Nach dem zu urteilen, was ich sehe, sind ihre Besuche bisher auf einige wenige Flugzeuge beschränkt gewesen, die schnell ihre Ladung abgeworfen haben und davongeflogen sind. Heute war der anordnete Fischtag. Auch dienstags ist Fischtag. Durch dieses weltliche Fischessen wird Fleisch gespart. Den Fisch holen sie aus der Ostsee und er ist sehr schlecht.

## // Samstag, 11. Januar 1941

Der Gesandte von Panama, Herr Villalaz, rief uns an und bestellte uns nach Berlin ein. Abends aßen wir in einem Restaurant in der Innenstadt, nachdem wir zuerst in zwei anderen essen wollten, die überfüllt waren. Kriegspsychologie. Die Entbehrung und das Leiden treiben die Menschen ins Vergnügen. Man denkt, dass es nicht so sein sollte, aber es ist der Fall. Wozu zuhause bleiben, wenn der Krieg allem ein Ende bereiten wird? Außerdem sagt man mir, dass hier niemand mehr spart. Sie wissen, dass das Papier in Zukunft nichts mehr wert sein wird und sie entledigen sich seiner daher mit Leichtigkeit. Aber Doktor Álvarez weiß, dass seine 300 Reichsmark sich nicht vermehren werden und lässt sich nicht von der Kriegspsychologie dazu verleiten.

## // Sonntag, 12. Januar 1941

Um acht Uhr morgens nahmen wir den Zug nach Berlin. Die Waggons sind alt und in einem schlechtem Zustand. Ihr schmutziger Zustand steht im Kontrast zur Sauberkeit der deutschen Züge, die ich in den Jahren 1925 und 1929 kennengelernt habe. Die Menschen reisen schweigend, sie unterhalten sich kaum. Es hat viel geschneit und wir fahren durch ebene, weiße Landschaften. Wir erreichten Berlin nachmittags um ein Uhr. Wir haben schlecht und teuer in einem italienischen Restaurant zu Mittag gegessen. Heute ist der Tag, an dem es nur ein Gericht gibt, an dem nur Eintopf serviert wird und man zusätzlich 1,20 RM pro Person für den Staat bezahlen muss. Diese obligatorische Spende gilt es normalerweise jeden zweiten Sonntag im Monat zu entrichten. Dienstags und freitags Fischtag und sonntags fasten. Wer hat gesagt, die Nazis seien Heiden? Doktor Villalaz empfing uns mit viel Ergebenheit in der Gesandtschaft. Er ist ein Mann mit gutem Herzen, aber voller Angst. Er versprach, mir zu helfen, so gut er kann, aber er lässt keine Gelegenheit aus, mir seine Sorgen kund zu tun. „Passen Sie gut auf, denn diese Deutschen sind schrecklich. Sie sind in der Lage, Sie uneingeschränkt spazieren gehen zu lassen, um Sie dann festzunehmen, wann es ihnen passt. Vielleicht wissen sie

schon, wer Sie sind, und führen uns alle vor. Seien Sie sehr vorsichtig und vertrauen Sie niemandem. Bedenken Sie, dass Sie uns alle gefährden.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Ratschläge, Herr Gesandter“, antwortete ich ihm, „aber ich denke, dass man der deutschen Polizei hinsichtlich Weisheit und Einsicht Fähigkeiten zuschreibt, die nur Gott hat. Ich glaube, dass wir meinen Fall wie den eines normalen amerikanischen Staatsbürgers betrachten müssen, das heißt den des Doktor Álvarez. Wenn wir weiterhin immerzu nur an Agirre denken, werden wir uns selbst Schwierigkeiten bereiten.“

„Ich weiß allerdings nicht, was ich für Sie tun kann“, sagte er dann. „Mir scheint, dass es das Beste ist, dass ich für Sie die Ausreise aus Deutschland von Hamburg aus beantrage, denn dort sind Sie angemeldet.“

„Aber Álvarez hat auch die Erlaubnis in Berlin zu wohnen“, unterbrach ihn der Konsul.

„Einverstanden, dennoch ist es besser, wenn man die Ausreiseerlaubnis in Hamburg beantragt“, antwortete der Gesandte. „Es wird dort gewiss unauffälliger als hier vonstattengehen.“

Noch einmal nach Hamburg? Warum sollten wir die Ausreiseerlaubnis nicht in Berlin beantragen? Der Gesandte hat Angst, zu sehr in das Ganze hineingezogen zu werden, und ich habe offen gestanden nicht das Recht, irgendetwas von ihm zu verlangen. Aber es hat ihn beeindruckt, als ich ihn wissen ließ, dass es um das Leben eines Mannes wie ihn geht, mit Frau und Kindern.

„Ihrer ist ein wirklich komplizierter Fall“, sagte der Gesandte mit einem typisch mittelamerikanischen Ausdruck. „Lassen Sie uns den Gesandten von Santo Domingo anrufen, der in diesen Dingen sachkundig ist, damit er uns berät.“

Er rief ihn an, einzig und allein um ihm zu sagen, dass Guardia Jaén aus Antwerpen angekommen war.

„Er sagt, dass er nach dem Abendessen vorbeikommt“, sagte er zu uns. „Kommen Sie dann also später wieder.“

Wir nutzten die Zeit, um dem Gesandten Venezuelas, Doktor Zerrega Fombona, einen Besuch abzustatten. Ich übergab ihm ein Empfehlungsschreiben des Konsuls von Brüssel, Doktor Araujo, in dem dieser ihn ohne weitere Erklärungen bittet, er möge mich anhören. Sobald ich ihm meine wahre Identität enthüllte hatte, machte er eine Geste des Erstaunens und begann, sehr unruhig zu werden.

„Sprechen Sie bitte leiser“, unterbrach er mich mehrmals voller Angst, „wir wissen nicht, ob sie uns zuhören. Sie können Wanzen versteckt haben. Hier nebenan, dort drüben. Ich weiß es nicht“, sagte er, wobei er in die Ecken des Zimmers wies. „Sie kennen die Methoden dieser Männer nicht.“

Beim Besuch beim venezolanischen Gesandten ging es um den Fall meiner Frau und meiner Kinder, die venezolanische Pässe haben. Ich zeigte ihm das Telegramm des Außenministers seines Landes. Er versprach mir, alles, was möglich ist, zu tun, um sie aus Belgien zu holen.

„Es ist ein schwieriger Fall“, sagte er. „Wenn sie Spanien durchqueren würden, was der normale Weg ist ... Aber Deutschland zu durchqueren wird immer Verdacht erregen. Warum stellen wir keinen Ausreiseantrag über Spanien? Welchen Schaden werden sie einer Frau und zwei Kindern zufügen?“

„Ich verstehe sehr gut, dass es bei Ihnen keinen solchen Verrat geben würde“, antwortete ich ihm, „aber in den Herzen derer, die jetzt Spanien regieren, ist alles möglich. Eine alte Frau hat gerade spanisches Gebiet betreten, die Witwe meines Landsmanns Rentería, der im Exil starb, und trotz ihrer 70 Jahre haben sie sie ins Gefängnis geworfen. Bedenken Sie, Herr Gesandter, was sie mit meiner

Ehefrau machen würden. Als ich aus Paris abreiste, waren allein im Baskenland 2000 Frauen im Gefängnis und im Gefängnis von Saturrarán, in Guipúzcoa, waren die ehrwürdigsten unserer Frauen mit Frauen zusammen eingesperrt, die ein schlechtes Leben führten und für gemeine Verbrechen, sogar gegen die Sittlichkeit, inhaftiert waren. Was wollen Sie von solchen Leuten erwarten, Herr Gesandter?“

Der Gesandte antwortete mir beeindruckt:

„Unter diesen Umständen ist eine Reise durch Spanien nicht ratsam.“

Als wir auf die Straße traten, sagte der Konsul energisch zu mir:

„Ich bin hier von Kopf bis Fuß in diese Angelegenheit verstrickt und komme dennoch nicht auf die Idee, dass sie uns von allen Ecken aus belauschen könnten. Je höher gestellt desto mehr Angst. Aber Sie werden ausreisen, ungeachtet dessen, was die Gesandten sagen, wenn es sein muss.“

„Sie sehen, dass ich für diese Herren eine Gefahr bin. Sie haben mir gegenüber keinerlei Verpflichtung. Aus einem Gefühl der Menschlichkeit heraus, helfen sie mir, was sehr lobenswert ist. Ich kann nicht anders als ihnen dankbar sein.“

Wir gingen erneut zur Gesandtschaft von Panama. Wenig später traf der Gesandte von Santo Domingo ein, Doktor Roberto Despradel. Sie stellten mich ihm vor.

„Sind Sie nicht Herr Agirre, der baskische Präsident?“, fragte er mich.

„Genau der, Herr Gesandter.“

„Erweisen Sie mir die Ehre, Ihnen die Hand zu schütteln. Und Sie haben ihn hergebracht Guardia? Sie sind ein wahrer Mann: Kommen Sie in meine Arme ... Aber warum müssen Sie fliehen, Herr Agirre, wo Sie doch ein guter Mensch sind, der niemandem etwas Böses getan hat? Aber machen Sie sich keine Sorgen. Amerika wird Sie retten, denn in Europa hat man den Kopf verloren, wenn man sogar einen Mann, der seiner Pflicht nachkommt, mit einem Kriminellen verwechselt. In Amerika gibt es noch Obdach für diejenigen, die für die Ehre und die Freiheit ihres Volkes zu kämpfen wissen.“ Er sagte das alles mit solcher Leidenschaft und Aufrichtigkeit, dass ich einfach gerührt sein musste. Und während ich ihn umarmte, sagte ich zu ihm:

„Jetzt kenne ich den Edelmut, den Amerika in sich trägt. Um das Ausmaß meiner Dankbarkeit zu sehen, müssten Sie spüren können, welchen Schmerz ich in mir trage. Aber dank Ihnen fühle ich mich so getröstet, dass mir so ist, als hätte ich die Freiheit bereits wiedererlangt.“

„Machen Sie sich keine Sorgen“, ergänzte Despradel, „wir werden einen Schlachtplan entwerfen, nicht wahr, Herr Gesandter? Und wir holen Herrn ..., wie sagten Sie noch, dass Sie jetzt heißen?“

„Álvarez.“

„Ah, Álvarez! ... Das ist sehr lustig, aber wir dürfen keine Minute verlieren. Morgen werden wir in Ruhe darüber nachdenken, was zu tun ist.“

Der Gesandte von Panama, angesteckt von der Begeisterung und dem Optimismus Doktor Despradels, fügte hinzu:

„Zählen Sie auch auf mich. Kommen Sie morgen zum Mittagessen zu mir nach Hause.“

So haben wir uns verabschiedet. Es gab keinen Zweifel, ich traf auf meinem Weg Männer, die Himmel und Hölle in Bewegung setzen konnten.



## // Montag, 13. Januar 1941

Heute Morgen gingen wir zum Büro von American Express, um uns über die Möglichkeiten, über Russland auszureisen, zu informieren.

„Welche Staatsangehörigkeit haben Sie?“, fragte man mich.

„Die panamaische.“

„Hat Panama die sowjetische Regierung anerkannt?“

„Ich denke nicht“, antwortete der Konsul.

„In diesem Fall können Sie kein Visum bekommen.“

Durch diese Unannehmlichkeit, mit der wir nicht gerechnet hatten, ist mein Plan, Deutschland über Russland zu verlassen, gescheitert, eine Möglichkeit, die mir als die machbarste erschien, da wegen der guten deutsch-russischen Beziehungen die Grenze offen ist.

Wir aßen in der Gesandtschaft Panamas zu Mittag. Der Gesandte verließ seinen Ängsten wieder Ausdruck.

„Verstehen Sie? Ihr Fall ist sehr schwierig“, sagte er. „Es wird das Beste sein, wenn Sie die Ausreiseerlaubnis in Hamburg beantragen und zugleich darum bitten, in die Schweiz ausreisen zu dürfen. Dann warten Sie dort, bis wir eine Lösung gefunden haben.“

Die Sachbearbeiterin der panamaischen Gesandtschaft ist Deutsche und spricht gut Spanisch. Nachdem Sie Guardia Jaén begrüßt hatte, fragte sie mich:

„Und Sie sind auch Panamaer?“

„Ja, werte Frau.“

„Sie sehen aber gar nicht so aus. Sie sind so anders als diejenigen, die hierher kommen.“

„Wie finden Sie denn, wie Herr Álvarez aussieht?“, fragte sie der Gesandte.

„Französisch, vor allem wegen des Schnurrbarts.“

„Warum sind Frauen bloß so? Immer so neugierig!“

Nachmittags empfing uns der argentinische Botschafter, Doktor Olivera. Er ist ein älterer Herr, der ernst aussieht und tadellos gekleidet ist. Er hörte aufmerksam zu, als Konsul Guardia mich vorstellte.

„Als man mich heute Morgen angerufen hat, da dachte ich mir schon, dass es sich um Sie handeln muss. Unsere Regierung hat alle ihre Botschaften angewiesen, Sie zu schützen, wenn Sie auf der Bildfläche erscheinen, aber, ehrlich gesagt, war das Letzte, das ich mir ausgemalt habe, dass Sie in Berlin auftauchen würden. Wie zum Teufel sind Sie hierhergekommen?“, fragte mich der Botschafter.

Mit wenigen Worten berichtete ich ihm von meinen Abenteuern. Er muss geglaubt haben, es mit einem Dementen oder einem Schwachkopf zu tun zu haben, weil er mich vollkommen erstaunt unterbrach:

„Aber Sie wissen schon, wo Sie sich befinden und in welcher Gefahr Sie schweben?“

„Ja, ganz genau, Herr Botschafter.“

„Bei ihrem Optimismus und der Natürlichkeit nach zu urteilen, mit der Sie alle ihre unglaublichen Abenteuer erzählen, machen Sie aber nicht den Eindruck.“

„Sie haben Recht, Herr Botschafter. Ich bin ein Mensch, der optimistisch durch das Leben geht. Dennoch habe ich genug gelitten, um vor der Gefahr die Angst zu verlieren. Würde ich diesen Charakterzug nicht mein Eigen nennen, wäre ich längst tot.“

„Ich finde, Sie sollten Deutschland lieber früher als später verlassen.“

„Sobald ich ein Visum bekomme, aber das wird mindestens 14 Tage dauern.“

„14 Tage, hier? ...“, rief der Botschafter aus, wobei sich seine Augen stark weiteten. „Sie haben ja den Verstand verloren. Ich rate Ihnen, besser heute als morgen zu verschwinden.“

„Aber wie, Herr Botschafter?“

„Egal wie. Noch einmal: Ihren Optimismus finde äußerst gefährlich. Offensichtlich haben Sie auf Ihrem Weg viele gute Menschen getroffen ...“

„So ist es und darum bin ich hier. Ich bin der Meinung, dass das Lebens so ist, also dass es mehr gute Menschen gibt als schlechte. Allerdings beurteilen wir sie falsch, das ist das Problem. Die Erfahrung hat mir gezeigt, dass die Güte das Normale ist. Wenn ich in jedem Menschen einen Feind gesehen hätte, wäre ich nicht hier, Herr Botschafter. Sie sind ein solcher Fall von Güte, wie auch die Gesandten von Venezuela, Panama und Santo Domingo. Von diesem Mann ganz zu schweigen?“, und dabei zeigte ich auf meinen Freund Guardia Jaén. „Ohne seine Hilfe wäre ich verloren gewesen. Er steht mir bei, als ob es um sein Leben ginge.“

„Sie sind unbelehrbar“, sagte der Botschafter lachend zu mir. „Aber verlassen Sie sich auf niemanden. In Ihrem Fall ist größte Vorsicht geboten. Bedenken Sie, dass Ihre Rettung vom kleinsten Detail abhängt, von der am wenigsten erwarteten Begegnung, von der Bediensteten, die vor Jahren ihr Haus verlassen hat und die jetzt, ohne, dass Sie es wissen, hier ist... Und welcher Mitarbeiter der spanischen Botschaft und welches Mitglied der Falange haben denn keine Augen im Kopf? ... Und erst die Gestapo, wissen Sie eigentlich, was die Gestapo ist?“

„Ja, das weiß ich, Herr Botschafter. Ich habe sie mit meinen eigenen Augen und aus dem gleichen Abstand vor mir gesehen wie Sie jetzt.“

Der Botschafter lauschte meinem Bericht, erstaunt darüber, wie ich in Belgien meine Ausreiseerlaubnis nach Deutschland bekommen habe. Und nachdem er uns die Botschaft, ein kleines Museum, gezeigt hatte, verabschiedeten wir uns von ihm. Seine Zuneigung zu mir und seine Sympathie für mich haben einen unvergesslichen Eindruck bei mir hinterlassen.

Wir aßen auf Einladung von Doktor Despradel in der Gesandtschaft von Santo Domingo zu Abend. Er ist bereits mein größter Beschützer.

„Wenn Sie sich verfolgt fühlen, dann kommen Sie hierher“, sagte er mehrfach zu mir. „Wir werden dann ja sehen, wer sich traut, Sie hier herauszuholen.“

„Vielen Dank, Herr Gesandter. Ihnen glaube ich alles, aber es ist besser, wenn es erst gar nicht so weit kommt. Da es unmöglich ist, von hier aus ein Visum für Russland zu bekommen, dachte ich, dass mir der Sekretär der englischen Botschaft in Moskau helfen könnte, Mr. Stevenson. Er ist ein sehr guter Freund von mir. Könnten wir nicht vom amerikanischen Gesandten die Erlaubnis bekommen, mit der Diplomatenpost einen Brief an Stevenson zu schicken? So könnte ich ihm meine Situation erklären und ihn bitten, mir das Visum zu besorgen.“

„Das ist eine hervorragende Idee. Ich werde sofort mit Doktor Villalaz sprechen, damit er mich begleitet, um dieses Gesuch zu stellen. Wir werden so zwar einige Tage verlieren, aber ich selbst finde keine schnellere Lösung.“

Und er rief ihn sogleich an.

„Wir haben ausgemacht“, sagte er nach dem Telefonat zu uns, „dass wir uns morgen um zehn Uhr in der panamaischen Gesandtschaft treffen. Kommen Sie um diese Uhrzeit auch dorthin und wir besprechen, was das Angemessenste ist.“

Wir gingen sehr zufrieden schlafen.

## // Dienstag, 14. Januar 1941

Um zehn Uhr morgens waren wir in der Gesandtschaft Panamas. Nachdem wir eine Weile geredet hatten, gingen der dominikanische und der panamaische Gesandte zum Gesandten der Vereinigten Staaten. Sie kehrten äußerst zufrieden von der Unterredung zurück.

„Der Geschäftsträger der Vereinigten Staaten ist ein Mann mit großem Herz“, sagte Despradel zu mir. „Er hat Ihre Situation verstanden und mir versprochen, den Brief, den Sie an Herrn Stevenson schreiben wollen, zu verschicken. Es wird zwar einige Tage dauern, aber, da er zusammen mit einem Brief an den amerikanischen Botschafter in Moskau verschickt werden wird, wird er umgehend überbracht werden und die Antwort wird nicht lange auf sich warten lassen.“

Die Vereinigten Staaten haben hier momentan weder Botschafter noch Gesandte. Der amerikanische Geschäftsträger ist der ehemalige Konsul aus Wien, der das Amt in der österreichischen Hauptstadt viele Jahre lang inne hatte. Nach Ansicht des panamaischen Gesandten ist er der einzige amerikanische Diplomat, der in Berlin respektiert wird.

Ich habe den Brief an meinen Freund Stevenson verfasst. Ich habe ihm in aller Deutlichkeit meine Situation erklärt. Ich habe ihn darum gebeten, dass er sich beim Botschafter für ein Visum für mich einsetze. Ich habe ihm die Erlaubnis erteilt, den russischen Behörden meinen Fall zu schildern, sollte er dies für angebracht halten, ich habe ihm aber auch meine Befürchtungen wegen des deutsch-russischen Paktes dargelegt. Der Brief ging mit der amerikanischen Diplomatenpost nach Moskau raus.

Mein Gesandter wird immer besorgter. Er will nicht, dass ich in Berlin bleibe und wie ein Verfolgter, dem keine andere Wahl bleibt als zu gehorchen, habe ich entschieden, nach Hamburg zurückzukehren. Ich begleite Guardia Jaén. Das Schlimmste ist allerdings, dass Guardia Jaén dann nach Antwerpen weiterfahren muss. Das bereitet mir genau solche Sorgen wie dem Schwerkranken der Tag, an dem seine Ärzte gehen und ihn allein lassen. Aber irgendetwas sagt mir, dass es weder möglich noch zulässig ist, Angst zu haben.

## // Mittwoch, 15. Januar 1941

Guardia Jaén ist nach Antwerpen abgereist. Ich habe ihn zum Bahnhof begleitet. Er wird meiner Familie sagen, wie es mir geht, denn sie hat bisher noch nichts von mir gehört. Als ich alleine war, überfiel mich große Traurigkeit. Neidisch blickte ich auf einige Unglückliche, die den Schnee von den Bürgersteigen räumten. Sie erwartet nach der Arbeit zumindest die Wärme ihres Zuhauses, sie müssen weder fliehen noch sich verstecken. Armer Doktor Álvarez, einsamer als alle in der Einsamkeit.

Es ist sehr kalt. In diesen Momenten ist das von mir verspürte Bedürfnis, mich bei jemandem auszusprechen, so groß wie nie. Das kann ich nur bei Gott tun und bin deshalb in eine Kirche gegangen. Zuerst dachte ich, es sei eine katholische Kirche: die Gestalt des Allerheiligsten, Brot und Wein, hatten mich verwirrt. Ich blieb lange an diesem menschenleeren Ort der Stille, bis ich die Geräusche von Schlüsseln und Türen hörte. Ich lief hinaus auf die Straße und bemerkte, dass ich meine Handschuhe in der Kirche vergessen hatte. Ich kehrte in dem Moment zurück, als der Küster die Türen verschloss. Er hatte meine Handschuhe in der Hand. Da wurde mir klar, dass es eine evangelische Kirche war.

Ich kehrte nach Hause zurück und dachte an mich und an diese Menschheit, die die Menschen in zwei Gruppen teilt: in die der Freunde und die der Paria. Da der Egoismus eine universelle Krankheit ist, sind sich diejenigen, die nicht an ihr leiden, nicht im Klaren über die tragische Situation von so vielen Millionen Menschen, die hilflos auf der Erde herumirren. Ich habe so viel verkannten Schmerz gesehen ... Kürzlich habe ich in der Filiale von American Express Männer weinen sehen. Sie flehten und wurden dennoch nicht bedient. Sie waren Opfer der Bürokratie, die Verfügungen und Vorschriften diktiert und damit die Menschen klassifiziert, wie es einst Linné tat, ohne sich darum zu kümmern, was es an Würdevollem und Altruistischem in ihren Seelen gibt. Kommt nicht irgendwann der Tag, an dem der Mensch, der zeigt, dass er zu Unrecht in Lebensgefahr ist, als Weltbürger betrachtet und das Recht auf alle Pässe der Welt haben wird?

Meine gute Wirtin, Madame Mikolei, ist eine Greisin, die, wie so viele Deutsche, der Krieg von 1914 ruiniert hat. Da ich ein Freund von Guardia Jaén bin, den sie sehr schätzt, behandelt sie mich sehr zuvorkommend. Auch sie glaubt, ich sei ein Amerikaner, der in sein Land zurückkehrt und sie ist sehr besorgt angesichts all der Gefahren, die mich auf dem Meer erwarten. Sie weiß nicht, dass die Gefahren, die mich beunruhigen, hier lauern und dass gerade das Meer meine Rettung ist.

Madame Mikolei ist kein Nazi, aber sie bewundert Hitler und glaubt, vielleicht um ihm nachzueifern, an Astrologie. Sie hat uns gesagt, dass Hitler noch große Triumpfe erwarten, aber dass, ab dem 4. Juli dieses Jahres 1941, sein Stern anfangen wird zu sinken. Sie prophezeit ihm ein desaströses Ende, das sie noch nicht genauer fassen kann, aber welches sie später herausfinden wird. Die Sterne haben ihr auch gesagt, dass ich ein Mann bin, der viel Glück hat. Und obwohl das nur zur Hälfte stimmt, liegt sie mit dem, was Hitler betrifft, hoffentlich richtig.

Die beiden Hamburger Seen sind zugefroren. Zahlreiche Tannen wurden auf dem Eis befestigt. Man will die Seen so wie Wäldern aussehen lassen. Mit dieser Tarnung versuchen sie, die englischen Fliegerstaffeln zu täuschen und sie ihrer wunderbaren Bezugspunkte zu berauben.

Es war so kalt, das mein Schnurrbart eingefroren war, als ich am Nachmittag in die Pension zurückkam. Gut, dass ich nicht auf die Idee gekommen bin, mir einen Vollbart wachsen zu lassen.

## // Mittwoch, 22. Januar 1941

Der Tag begann mit einer sehr angenehmen Überraschung. Der Konsul wurde unerwartet in der Pension vorstellig. Er brachte mir Neuigkeiten von den meinen: Sie sind wohl auf und haben sich gefreut zu hören, dass es mir gut geht. Alles erschien mir gleich viel erfreulicher.

„Erzählen Sie mir, was Sie in den vergangenen Tagen gemacht haben“, sagte der Konsul darauf zu mir. „Glauben Sie mir, ich habe mir jedes Mal, wenn ich an Sie gedacht habe, Sorgen gemacht.“

„Ich kann es Ihnen genau schildern, ich muss dafür nur mein Tagebuch vorlesen.“

„Ihr Tagebuch?“, unterbrach mich der Konsul mit bestürztem Gesichtsausdruck. „Dieses Heft wird uns beiden bestimmt Kummer bereiten. Erinnern Sie sich an den Schrecken, den Sie dem Gesandten Venezuelas eingejagt haben, als sie es herausgeholt, um ihm den Text des Telegramms des Außenministers seines Landes vorzulesen? Mir macht es jedenfalls auch Angst. Verstecken Sie es oder verbrennen Sie es besser gleich.“

Ich erzählte ihm von meinem eintönigen Leben: lesen und meditieren, ausgedehnte Spaziergänge zum See, lange Kinobesuche und Mahlzeiten, die ich in einer Ecke des Restaurants Esplanade zu mir nehme, um keine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken.

„Sie kommen gerade recht“, fuhr ich fort, „weil mir die Lebensmittelmarken ausgehen und die Kellner mich wie einen komischen Kauz ansehen. Da in diesem Land jeder Kellner ein Spitzel ist, habe ich zu der List gegriffen, am Tisch *Il Popolo d'Italia* und *Il Lavoro Fascista* zu lesen, wodurch ich erreicht habe, dass sie sich, anstatt mich mit Argwohn anzusehen, über mich mokieren. Aber daran trage nicht ich die Schuld, sondern Mussolini.“

„Wie ist es möglich, dass Sie in einer so schönen Stadt wie Hamburg ein so langweiliges Leben geführt haben?“, fragte mich der Konsul gut gelaunt.

„Es gibt auch aufregende Momente. Gestern bin ich in den Alsterpavillon gegangen, um einen dieser unendlichen Nachmittage totzuschlagen. Ich habe mich, nahe der Tür, versteckt in eine Ecke gesetzt. Zwei Herren sind hereingekommen und einer von ihnen trug auf dem Revers die Insignien der spanischen Falange. Und wer wäre da nicht erschrocken, als er sich plötzlich an mich gewandt und mich gefragt hat, ob der Tisch nebenan frei sei. Ich habe ihm mit einem undeutlichen Laut geantwortet. Das war alles, was ich herausbrachte. Ein Glück, dass ein Bekannter sie gerufen hat und sie zu ihm hinübergegangen sind.“

„Eines Tages werden diese Treffen für uns schlecht enden“, erwiderte er mir. „Möchten Sie vielleicht mit mir nach Griechenland kommen?“

„Nach Griechenland? Aber warum? Wie?“

„Ich muss wegen einer Schiffsangelegenheit dorthin. Sie könnten als juristischer Beistand mitkommen. Was halten Sie davon?“

„Ich gehe ans Ende der Welt, um von hier ausreisen zu können und Sie nicht länger zu gefährden.“

„Dann rufe ich jetzt gleich den Gesandten in Berlin an.“

Das tat er. Der Gesandte bestellte uns für kommenden Montag ein.

Es ist merkwürdig zu beobachten, dass man in Deutschland im Inland anrufen, aber nicht ins Ausland telefonieren kann, und dass man dagegen in den besetzten Ländern weder im In- noch ins Ausland durchrufen kann. Sie haben sie in herrliche Konzentrationslager verwandelt.

## // Montag, 27. Januar 1941

Wir erreichten Berlin um drei Uhr nachmittags, statt um zwölf Uhr dreißig. Alte Eisenbahnen, wie immer. Ich habe den Eindruck, dass sie nicht über genügend Transportmittel verfügen, um ihre Deutschlandtagebuch des Dr. Álvarez

Truppen zu bewegen. Wir sahen einige Militärzüge vorbeifahren. Man sagte uns, dass sie die Truppen an die Ostfront bringen. Sollten sie für die Balkanregion bestimmt sein, müssen wir fürchten, dass sie uns einen Strich durch die Reise nach Griechenland machen.

In Berlin bestätigte uns der panamaische Gesandte diese Gerüchte. Wir müssten die Reise nach Griechenland daher schnell antreten. Man hat ihn darüber informiert, dass die Deutschen begonnen haben, Forderungen zu erheben und Griechenland hart bleibt. Der Gesandte will, dass ich mich so weit entfernt von Berlin wie möglich aufhalte. Aber er denkt auch, dass es sehr schwierig werden wird, ein Visum zu bekommen.

„Mit einem Schreiben von Ihnen ans griechische Konsulat werden sie es uns geben“, sagte Guardia zu ihm.

„Ein Schreiben, ein Schreiben! ... Aber warum sollte ich das ihrer Ansicht nach tun?“

„Ganz einfach“, erwiderte der Konsul. „Álvarez ist doch Panamaer oder nicht?“

„Ja, ja, und was für ein Panamaer!“, antwortete ihm der Gesandte lauthals lachend.

„Aber warum können Sie nicht ohne ein Schreiben von mir vorstellig werden?“

„Nun, weil Ihr Schreiben die Dinge sehr erleichtern würde“, antwortete Guardia. „Wir alle wollen Álvarez loswerden, und jetzt bietet sich uns eine herrliche Gelegenheit dafür.“

Um die negativen Auswirkungen seiner Unentschiedenheit würdevoll zu lindern, lud der Gesandte uns zum Abendessen ins Restaurant Kranzler, eines der besten in Berlin, ein, das gegenwärtig nur die Wohlhabenden aufsuchen. Ich war erstaunt angesichts dessen, wie sich die Leute am Nachbartisch, zwei von ihnen Soldaten, vollfräßen. Die Vorspeisen bestanden aus je einem Dutzend Austern und Langusten, dazu gab es Aquavit. Danach nahmen sie ein *Consommé* zu sich und zwei Hauptgerichte, zu denen französischer Wein getrunken wurde. Ich musste an die armen Belgier und auch an das deutsche Volk denken, die der Rationierung unterworfen waren und die Einkommen hatten, die in keinem Verhältnis zu diesen außerordentlich hohen Lebenshaltungskosten standen.

Der Ober empfahl uns, die Gelegenheit zu nutzen, da sowohl die Austern als auch die Langusten zu Ende gingen. Also nahmen wir Austern, ein *Consommé* und einen vorzüglichen gefüllten Truthahn, und natürlich ein paar Flaschen Burgunder und einen guten französischen Cognac.

„Sie sehen erstaunt aus“, sagte der Gesandte zu mir.

„Ist das verwunderlich?“, antwortete ich. „Ich kann nicht verstehen, dass es in diesem verarmten Deutschland einen solchen Überfluss geben kann. Als ich vor einigen Jahren hier war, hatte ich den Eindruck von größter Genügsamkeit. Jetzt erlebt man den Wahnsinn des Kriegs und, ich wage zu sagen, mit ihm auch die Angst vor einer entbehreungsreichen Zukunft.“

„Nun, mit Geld lebt man hier einfach wie an keinem anderen Ort.“

„Mit Geld lebt man überall gut, Herr Gesandter.“

„Gut, aber vor allem wenn man Dollar besitzt, ist das Leben hier, durch die wirklich unglaublichen Wechselkurse, die angeboten werden, sehr günstig.“

„Aber nutzen die Deutschen denn auch Dollar?“

„Die, die an sie herankommen, zweifellos. Es gibt eine erschreckende Menge Dollar auf dem Markt. Natürlich müssen Sie Vorsicht walten lassen, weil solche Transaktionen streng bestraft werden. Aber für viele gibt es eine Art Ablassbrief, vor allem für die Wohlsituierten.“

„So ist das in unfreien Ländern. Als ich vor einigen Tagen festgestellt habe, dass man für den Dollar 12 Reichsmark bezahlte, anstatt den offiziellen Wert von 2,40 Reichsmark, wurde mir klar, dass der, der welche besitzt, prächtig leben kann.“

„12 Reichsmark und mitunter mehr. Dieses Volk hat gut gelebt und will es sich nicht schlecht ergehen lassen. Deshalb habe ich Angst, dass das Gleiche passiert wie im letzten Krieg, als das Volk hungerte. Da traute sich niemand, beispielsweise das Restaurant Tusculum zu betreten, das angriffslustig vom Volk bewacht wurde.“

„Kurzum, wenn die gewaltsam in Europa erbeuteten und angehäuften Reserven erst einmal erschöpft sind, steht den Deutschen eine wahrhaft köstliche Zukunft bevor!“

„Dieses Volk hat großartige Tugenden, aber ich habe viel Angst vor ihm. Da ich 1918 schon einmal gesehen habe, wie es auf die Straße ging, würde ich es nicht noch einmal entrüstet und verzweifelt sehen wollen.“

Dann fragte der Gesandte noch:

„Und was können Sie mir über die Bombardierungen Hamburgs sagen?“

„Bombardierungen? ... Vor ein paar Tagen gab es einen Fliegeralarm und wir hörten in der Ferne einige Detonationen, das war alles. Aber keine Bombardierungen, zumindest nicht in Hamburg.“

„Also hier erzählt man sich“, sagte der Gesandte, „dass halb Hamburg zerstört wurde. Das ist eine andere typisch deutsche Sache: Falschmeldungen. Und sie selbst sind es, die sie verbreiten. Vor allem hier in Berlin lieben sie Klatsch und Tratsch und die größten Übertreibungen werden von Mund zu Mund weitergetragen. Ich versichere Ihnen, dass die Moral der Berliner Risse bekommen wird, sobald die starken Bombardierungen beginnen.“

Wir verließen das Restaurant um elf Uhr abends. Auf der Straße herrscht vollkommene Dunkelheit.

## // Dienstag, 28. Januar 1941

Der Konsul und ich haben ein komfortables Zimmer in der Pension Victoria am Kurfürstendamm. Für die Übernachtung mit Frühstück zahlen wir 15 Reichsmark. Für mich ist es viel Geld, aber da wir für einen Dollar ungefähr diese Menge Reichsmark bekommen, finde ich es nicht teuer. Dank Onkel Sam muss ich nicht von Almosen leben.

Wir suchten den Gesandten Venezuelas auf, um ihn nach der Angelegenheit meiner Frau und Kinder zu fragen. Er versprach mir, dass sich alles regeln wird, aber dennoch bin ich sehr besorgt in die Pension zurückgekehrt.

## // Mittwoch, 29. Januar 1941

Besuch beim griechischen Konsul, der jung ist und außerordentlich liebenswürdig erscheint. Er versah den Diplomatenpass des Konsuls schnell mit einem Visum. Für meinen wird eine Genehmigung des Außenministeriums seines Landes benötigt. Er bedrängte mich mit Fragen. Ich glaube, ihm ist klar geworden, dass ich havarierte Fracht bin.

„Mit den Gerüchten, die umgehen“, sagte uns der Konsul, „bräuchten wir einen einfachen Vermerk ... sogar ein Stempel Ihres Gesandten würde ausreichen ... Ich gehöre nicht zu denjenigen, die glauben,

dass Deutschland die Absicht hat, Griechenland anzugreifen, dennoch, und das werden Sie gewiss verstehen, werden derzeit solche Methoden angewandt, so dass unsere Regierung sehr misstrauisch ist.“ (Er hielt mich wohl für einen deutschen Agenten. Das hatte mir gerade noch gefehlt!)

„Muss Griechenland denn mit einem unmittelbaren deutschen Angriff rechnen?“, fragte ich den griechischen Konsul.

„Ich denke nicht ... Warum sollte Deutschland uns angreifen? Gibt es denn irgendeinen Grund dafür? ... Nun ja, die Garantie Englands vielleicht ... Aber ergeht es der Türkei mit ihrem Allianzvertrag nicht schlechter?“

„Es hängt wohl alles davon ab, was für Deutschland gut ist, Herr Konsul“, unterbrach ich ihn. „Diesen Menschen bedeutet nichts mehr als das Reich.“

Der griechische Konsul sah mich mit mehr Vertrauen an und erwiderte:

„In der Tat muss ich gestehen, dass es momentan ziemlich schlecht aussieht.“

Dann fügte er noch hinzu:

„Sagen Sie mir, ist Ihre Reise dringend? Ist sie absolut notwendig?“

„Ziemlich dringend“, antwortete ich.

„Dann verspreche ich Ihnen, ein Telegramm nach Athen zu schicken mit der dringenden Bitte um Genehmigung. Ich denke, dass man sie erteilen wird.“

Wir verließen die Unterredung mit dem Konsul Griechenlands so zufrieden, dass wir uns dazu entschieden, im Hotel Eden zu Mittag zu essen, eine Unvorsichtigkeit, die mir hätte Kummer bereiten können. Von der Tür des Speisesaals des Hotels aus habe ich die Silhouette von Herrn Espinosa de los Monteros ausgemacht, der als monarchistischer Abgeordneter im gleichen Parlament wie ich saß und jetzt in Francos Diensten steht. Ich blieb stehen.

„Was ist los?“, fragte mich der Konsul.

„Setzen wir uns an diesen Tisch dort, hinter den Säulen“, antwortete ich ihm.

„Warum denn?“

„Sie werden es gleich erfahren.“

Wir setzten uns. Wir hatten einen Platz mit guter Aussicht. Der Konsul wartete neugierig auf meine Erklärung.

„Also einer von den beiden da drüben am Tisch ist ein ehemaliger Abgeordneter der Gruppe von Calvo Sotelo. Nun werden Sie wohlverstehen, dass ich Grund genug habe, in diese Ecke zu flüchten.“

„Und er kennt Sie?“

„Natürlich.“

„Dann kann er Sie also wiedererkennen.“

„So verkleidet wie ich jetzt bin, glaube ich das nicht. Das Ganze hat einen psychologischen Aspekt, den man nicht vergessen sollte. Glauben Sie, dass Sie, wenn Sie einen Ihrer Brüder mit langem Bart und Brille in dieses Restaurant hereinkommen sähen, ihn wiedererkennen würden? Sicher nicht. Nur wenn die Ähnlichkeit Sie verwundern würde, weil Sie dächten: Wie um Himmelswillen kann mein Bruder hier in Berlin sein? Diesen Herren geht es genauso: Wieso sollten Sie denken, dass ich in Berlin bin und in diesem Hotel zu Mittag esse?“

„Sie suggerieren uns immer Überlegungen dieser Art. Dennoch finde ich, dass wir dieses Restaurant aus unserer Liste streichen sollten.“



„Einverstanden. Auch, weil es teuer ist.“

Espinosa und sein Freund erhoben sich und steuerten, als würden sie von uns angezogen, auf unseren Tisch zu. Wir hielten den Atem an. Zum Glück blieben sie bei einer Familie stehen, die acht Meter von uns entfernt saß und mit der sie Spanisch sprachen. Wir ließen sie nicht aus den Augen. Als sie das Restaurant verließen, atmeten wir auf. Wir verließen das Restaurant unter allen erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen mit dem Versprechen, nicht wieder ins Eden zurückzukehren. Später besuchten wir den Gesandten Panamas, der uns die vom Konsul Griechenlands erbetene Nachricht aushändigte. Um ihm nicht noch mehr Sorgen zu bereiten, verloren wir ihm gegenüber kein Wort über die Begegnung mit Espinosa.

### // **Donnerstag, 30. Januar 1941**

Heute hat Hitler zum Volk gesprochen. Wir betraten, gerade als die Rede anfang, eine Teestube am Kurfürstendamm. Die Teestube war voll und mich interessierte die Reaktion der Zuhörer. Alle Einrichtungen dieser Art sind gezwungen, nicht nur die offiziellen Reden, sondern auch offizielle Mitteilungen des Tages zu übertragen. Während Hitler sprach, wurde nicht bedient. Nachdem er nach mehr als eineinhalb Stunden seine Rede beendet hatte, gingen wir, weil es schon spät war, ohne etwas zu trinken, hinaus.

Mehr als die Worte, die Hitler gesagt hat – die der Konsul mir übersetzte –, interessierte mich ihre Wirkung auf die Zuhörer. Sie hatte die stärkere Aussagekraft. Kein Applaus, kein zustimmendes Gemurmel, keine Geste der Begeisterung. Mit einer Teilnahmslosigkeit, die man erlebt haben muss, hörten sich diese Leute Hitlers Rede an. Gesten der Gleichgültigkeit wo man nur hinsah. Sie schienen zu sagen:

„Das ist alles sehr schön, einverstanden, es sind viele Siege, aber wann wird der letzte kommen?“

Und mit derselben Gleichgültigkeit gingen sie nacheinander nach Hause. Ich war tief beeindruckt. Dieses Volk zweifelt auf jeden Fall, es ist alle Versprechen und Entbehren müde und will etwas Endgültigeres.

### // **Freitag, 31. Januar 1941**

Nachdem wir dem griechischen Konsul die Nachricht des Gesandten überbracht hatten, nahmen wir den Bus, der von Unter den Linden zum Kurfürstendamm fährt. Wieder Espinosa. Genau dort im Bus saß der spanische Abgeordnete. Er belegte eine der letzten hinteren Sitzreihen. Wir setzten uns nach vorne, ich verbarg mein Gesicht und wir waren bereit so lange nicht auszusteigen, bis er aussteigen würde. Als er ausstieg, atmeten wir wieder ruhig durch. Zweifellos droht mir durch die Spanier, die sich in Berlin aufhalten, die größte Gefahr, denn die Gestapo hat mich gesehen und nicht erkannt, wohingegen irgendein Spanier mich sehen und erkennen kann.

## // Samstag, 1. Februar 1941

Das Restaurant, in dem wir heute gegessen haben, weil es preiswert ist, ist eines von denen, in denen die Kellner sich mit ihren Gästen unterhalten.

„Haben Sie gestern die Rede des Führers gehört?“, fragte uns der Kellner.

„Ja, mein Herr“, antwortete ihm der Konsul.

„Sie sind keine Deutschen, nicht wahr?“, fragte er uns weiter.

„Nein, mein Herr, wir sind Mittelamerikaner.“

„Ah! Lateinamerikaner. Wie fanden Sie die Rede?“

„Und Sie, was hatten Sie für einen Eindruck?“ fragte ihn der Konsul.

„Sehr gut, wie alles was unser Führers macht.“

„Und der Krieg? Wie, denken Sie, wird er ausgehen?“

„Oh, der Krieg ist schon gewonnen. Er wird dieses Jahr enden, der Führer selbst hat es versprochen und der Führer täuscht sich nicht. Wir sind nicht mehr in des Kaisers Zeiten. Jetzt regiert das deutsche Volk durch unseren Führer.“

„Und denken Sie, dass das deutsche Volk noch das gleiche Vertrauen in ihn hat wie vor drei Jahren?“

„Ja, mein Herr, denn Hitler hat dem Volk zu Wohlstand verholfen. Ungleichheiten und gesellschaftliche Schichten sind beseitigt, wir sind jetzt alle gleich.“

Er trat näher zu uns heran und sagte mit gesenkter Stimme:

„Hitler setzt gerade die gesellschaftliche Revolution um, die wir herbeigesehnt haben, und bald wird es keinen anderen Wert und keine andere Quelle des Reichtums mehr geben als die Arbeit. Mit dem Sieg wird Deutschland überall die Errungenschaften unserer gesellschaftlichen Revolution einpflanzen, Sie werden schon sehen.“

Der Kellner, der die ganze Zeit mit viel Begeisterung gesprochen hatte, zog sich sehr stolz zurück.

„Haben Sie das gehört?“, fragte mich der Konsul.

„Ja, und es überrascht mich nicht. Ich verstehe schon, dass Menschen ohne geistige Triebfeder und einer unaufhörlichen Propaganda ausgesetzt so reden. Wen ich allerdings nicht verstehe, sind all diejenigen, die einen kultivierten Geist haben. Dass sie ihre Hoffnungen in dieses Regime setzen. Natürlich spreche ich dabei nicht von der Bourgeoisie und den Kapitalisten, denn ihr Egoismus wird sie immer die Gewaltherrscher unterstützen lassen.“

„Das ist die Angst vor Chaos und Kommunismus, mein Freund.“

„Gewiss ist das der Vorwand oder der Irrtum, aber sie sind sich nicht darüber im Klaren, dass es bei diesem Regime ähnlich ist, obwohl es einen anderen Weg geht. Erinnern Sie sich daran, dass uns einer der Fahrer unseres Gesandten, als wir ihn fragten, wer nach dem Krieg triumphieren werde, sehr überzeugt antwortete: ‚Hier, der Kommunismus.‘ Und vergessen Sie nicht, dass uns sowohl er als auch viele andere seiner Gefährten darauf hinwiesen, dass keine Soldaten in den kommunistischen Organisationen übrig geblieben seien.“

„Dieses Volk hat einen starken Sinn für Ordnung. Der wird es vielleicht retten können.“

„Ich denke, dass sich hier wie im Rest der Welt die menschlichen Gefühle durchsetzen werden, denn es ist keine tiefgreifende Entscheidung in gesellschaftlichem Sinne, die wir fürchten müssen, sondern den Verlust der Freiheit in dieser Welt. Die zukünftige gesellschaftliche Veränderung ist eine Realität,

deren Tragweite wir noch nicht vorhersagen können. Es ist der Schmerzensschrei einer Menschheit, die sich einer Zukunft nicht ergibt, in der die Arbeit unsicher ist und in der es keine Teilhabe an den gesellschaftlichen Errungenschaften gibt, während die Privilegierten all das im Überfluss haben, woran es ihnen mangelt. Aber genau aus diesem Grund lehnt sich die Menschheit gegen den Entzug der Freiheit auf, weil der Mensch ein intelligentes Wesen ist, das weiß, dass das Brot bitter schmeckt, wenn der Geist in Ketten liegt. Neunzig Prozent der Menschen streben eine Zukunft an, in der sozialer Fortschritt und Freiheit miteinander in Einklang stehen. Da es im Nazisystem keine Freiheit gibt, kann es dieses Streben auch nicht befriedigen.“

„Vielleicht haben Sie Recht. Es ist genau der gesellschaftliche Bereich, in dem sich dieses Regime angestrengt hat, praktische Resultate zu erzielen, und zweifellos hat es das geschafft. Aber im politischen und im menschlichen ...“

„Selbstverständlich. Diktaturen können durch ihre imperativischen und unverantwortlichen Methoden gute Dinge tun und sie tun sie tatsächlich auch. Wie würden sie andernfalls ihre Existenz rechtfertigen? ... Aber alles, was sie machen, tun sie auf Kosten der Freiheit, die die wertvollste Gabe ist, die der Mensch hat und ihn von den Tieren unterscheidet. Denken Sie nicht auch, dass dieser Drang, diese Selbstzuschreibung des Auftrags, die Menschheit zu retten, mit so viel Blut, so viel Schmerz und so vielen Konzentrationslagern unvereinbar ist?“

„Sie haben Recht. Eine Doktrin muss überzeugen, sollte nicht aufgezwungen werden.“

## // Sonntag, 2. Februar 1941

Ich bin heute zur Messe gegangen. Die Kirche war voller Gläubiger. Mir sind die Gefasstheit und die Ernsthaftigkeit der Menschen aufgefallen. Sie sangen inbrünstig, das Einzige, was sie tun können. Der Gottesdienste wurde stark ausgehöhlt zelebriert. Die meisten Anwesenden waren fortgeschrittenen Alters. Sie haben es geschafft, die Jugend aus der Kirche zu vertreiben, ohne große Gewalt, aber mit einer zielgenauen Methode und mit moralischem Zwang. Die Kanzel wird ständig überwacht. Die Kirchen leben, aber sie leben ohne Freiheit.

## // Montag, 3. Februar 1941

„Schlechte Nachrichten, Álvarez“, sagte mir der dominikanische Gesandte.

„Was ist los?“, fragte ich ihn beklommen.

„Der amerikanische Gesandte in Moskau hat den Brief, den Sie an Ihren Freund Stevenson geschrieben haben, zurückgeschickt. Er sagt, dass es sich um eine sehr heikle Angelegenheit handle und dass er ohne die Genehmigung seiner Regierung nichts tun könne. Der amerikanische Geschäftsträger und ich waren wirklich erstaunt.“

„Es geht mir nicht in den Kopf, dass ein amerikanischer Gesandter so handeln kann. Sind Sie sich der schrecklichen Situation bewusst, in der sich Männer wie ich befinden? Mitunter sind wir geschlagene Individuen, die man in die Ecke treiben muss, weil sie unerwünschte und unnütze Gäste sind. Aber in anderen Fällen wächst unsere Persönlichkeit, wir werden zu einem heiklen Problem, für dessen Lösung es der Anweisung der Vorgesetzten bedarf. Das ist die traurige Wahrheit des Lebens eines Deutschlandtagebuch des Dr. Álvarez

Mannes in Gefahr. Den bürokratischen Anweisungen gegenüber ist er nichts wert, absolut nichts ... Das sind Fragen der Menschlichkeit, mein lieber Gesandter, und keine der bürokratischen Regelwerke. Stellen Sie sich nur vor, wo ich mich jetzt befände, wenn Sie so gehandelt hätten.“

„Regen Sie sich nicht noch mehr auf, mein lieber Álvarez, denn dieses Mal haben Sie dennoch auch Glück gehabt. Der hiesige amerikanische Bevollmächtigte, der eher eine sehr menschliche Person als ein Diplomat ist, hat bemerkenswert auf die Absage seines Kollegen reagiert und mir gesagt: ‚Sagen Sie Herrn Agirre von mir, dass ich, wenn er Freunde in Amerika hat, die etwas für ihn tun können, bereit bin, einen Brief von ihm in unserer Diplomatenpost für sie mitzunehmen.‘“

„Das ist eine großartige Nachricht, mein lieber Despradel.“

„Wir sind so verblieben, dass Sie so viel schreiben können, wie Sie möchten und dass der Brief in einem verschlossenen Umschlag verschickt und an meinen Freund Pastoriza adressiert wird, der zurzeit Botschafter von Santo Domingo in Washington ist. Pastoriza wird sich darum kümmern, dass Ihr Brief Ihre Landsleute erreicht.“

„Sie retten mir das Leben. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen und dem amerikanischen Bevollmächtigten dafür danken soll.“

„Der amerikanische Gesandte, der nicht so handelt, hat wenig Amerikanisches an sich. Angesichts eines ehrenwerten Menschen, der sich in Todesgefahr befindet, muss man die bürokratischen Formalitäten außer Acht lassen. In Fällen wie Ihrem handelt man zuerst und unterrichtet dann die Regierung. Kann es denn eine so unmenschliche Regierung geben, die eine humanitäre Tat dieser Art nicht genehmigt? Amerika war immer der Zufluchtsort Nummer eins der politisch Verfolgten, und dies ist auch seine überaus ehrenwerte Tradition, Herr Álvarez.“

„Ich glaube an Amerika und ich glaube, dass Sie, die Amerikaner, erneut die Freiheit der Welt retten werden. Aber sollte sich in diesen Ländern ein gegenläufiger Geist einschleichen, würden alle moralischen Triebfedern herausspringen und die Hekatombe würde beim ersten Ansturm des Gegners fallen. So hat es sich in Europa ereignet. Die fehlende Solidarität unter den Völkern ist eine Folge der fehlenden Solidarität zwischen den Individuen und wenn sich der Egoismus in einer Gesellschaft ausbreitet, muss man sofort reagieren oder man siecht dahin. Glauben Sie mir, dass diese geistigen Bosheiten mich mehr beunruhigen als die Stärke des Gegners. Wir sind Millionen von Menschen, die in der Klemme sitzen, weil wir für die Freiheit gekämpft haben, so wie alle früher oder später werden kämpfen müssen. Wenn Freunde oder diejenigen, die es sein sollten, einen offen geringschätzen, nicht für das, was man ist, sondern für das, was man repräsentiert, beginnt man irgendwann daran zu zweifeln, dass der Weg, den man eingeschlagen hat, der richtige war. Wie viele sind dem Feind durch ähnliche Enttäuschungen in die Hände gefallen? Wie viele europäische Völker, vor allem kleine, drehen sich heute im Orbit der Achse, weil die ihnen zustehenden Rechte missachtet wurden? Man will nicht wahr haben, dass es gerade bei diesen kleinen Völkern die glühendsten Anhänger der Freiheit gibt, denn dank dieser Freiheit leben diese Völker. Und anstatt das Zusammenspiel all dieser Kräfte, das sehr beachtlich ist, zu nutzen, werden sie aufgegeben und oftmals enttäuscht.“

„Ich stimme Ihnen zu, mein lieber Álvarez. Es ist sehr gefährlich sich für groß und unersetzlich zu halten. Es gibt weder kleine Feinde noch kleine Freunde. Bedenken Sie nur, wohin uns das Aufgeben der mitteleuropäischen Nationen geführt hat. Und stellen Sie sich vor, was in Amerika passieren würde, wenn die Vereinigten Staaten uns der Gnade unserer Feinde überließen. Denn wenn wir Schutz

brauchen, weil wir schwach sind, bedürfen auch die Vereinigten Staaten, dass wir ihre Flanken schützen. Deshalb wird das in Amerika nicht geschehen. Die Politik Roosevelts ist in Hinblick auf die amerikanischen Völker ein großer Erfolg.“

Den ganzen Tag über drehten sich meine Gedanken um die Antwort der Botschaft der Vereinigten Staaten in Moskau, die verweigert hat, meinem Freund Stevenson einen Brief zuzustellen, der für mich Leben oder Tod bedeuten kann. Mehr als zwei Wochen habe ich umsonst voller Illusion auf eine Antwort gewartet. Und ich kann nur an die Worte Walt Whitmans, den amerikanischen Dichter schlechthin, im Vorwort von *Leaves of Grass* denken: „*The largeness of Nature and of this Nation were monstrous without a corresponding largeness and generosity of the spirit of the citizen.*“ Ja, alle natürliche Größe der amerikanischen Nation wird monströs erscheinen, wenn keine Größe und Großzügigkeit im Geiste seiner Staatsbürger vorhanden sind.

### // Dienstag, 4. Februar 1941

Der Brief an meine Landsleute in Amerika ist an meinen sehr guten Freund Manuel de Intxausti gerichtet, den Beschützer von so vielen Pechvögeln. Der Brief ist bereits in den Händen des amerikanischen Geschäftsträgers. Um die schlechten Momente von gestern zu vergessen, lud mich Despradel zum Abendessen ins Kranzler ein. Wir feierten die Versöhnung mit Amerika mit einem hervorragenden Essen, gekrönt mit *Pommard*. Mir fällt auf, dass die Deutschen französische Weine mit einzigartigem Genuss trinken. Vielleicht aus einem Rachegedanken heraus, denn es war ein französischer General, womöglich Napoleon, der sagte, Frankreich schulde seine Kinder dem Wein und den französischen Frauen.

### // Mittwoch, 5. Februar 1941

Guardia Jaén ist nach Hamburg gefahren. Ich verbrachte den Nachmittag erst in einem und dann in einem anderen Kino. Das Kino ist mein natürlicher Zufluchtsort. Im Dunkeln bin ich ruhiger und habe Zeit, an alles und an alle zu denken. Als es bereits dunkeln geworden war, ging ich zur dominikanischen Gesandtschaft, so wie fast jeden Abend, wo mich der Gesandte Despradel fürstlich bewirbt und mit einer Zuneigung empfängt, die mich tief berührt. Ich verließ die Gesandtschaft ungefähr um elf Uhr abends. Heute etwas früher, denn wegen des Vollmonds bestand die Möglichkeit eines Angriffs der Royal Air Force. Ich mache das, damit mich kein Fliegeralarm auf der Straße überrascht, denn sie zwingen jeden in die Luftschutzräume hinabzusteigen und der Aufenthalt an einem unbekanntem Ort ist für mich weder angenehm noch ratsam.

### // Freitag, 7. Februar 1941

Nach dem Essen spazierte ich mit dem dominikanischen Gesandten über den Kurfürstendamm. Ich begleite ihn jeden Tag bei diesen Spaziergängen, die normalerweise eine Stunde dauern. Da wir jeden Tag vorbeikommen, grüßen uns die Wachen mit ausgesuchter Höflichkeit. Irgendwann sind wir sogar

einmal stehen geblieben, um mit ihnen über das Wetter zu sprechen. Der Gesandte Despradel muss oft über diese Dinge lachen.

### // Samstag, 8. Februar 1941

Guardia Jaén ist aus Hamburg zurückgekehrt. Wir aßen in einem ungarischen Restaurant zu Mittag, in dem es weder ein ungarisches Gericht noch einen Wein von dort gibt. Das ist hier gang und gäbe, wo die Schaufenster der Läden alles Mögliche ausstellen, aber wenn man hineingeht, um diese Dinge zu kaufen, zeigt sich, dass sie sie nicht verkaufen können. Alle Bestände sind auf das in den Schaufenstern Ausgestellte reduziert. So kann man das Gefühl eines Überflusses vermitteln, den es gar nicht gibt.

### // Sonntag, 9. Februar 1941

Heute ist der Tag, an dem es nur ein Gericht gibt, einer dieser Zwänge, die zum Ziel haben, das Volk an Gehorsam und Opfer zu gewöhnen, heißt es. Sein praktisches Ziel ist es, einen Geldbetrag zu kassieren, der dafür auf die Rechnung aufgeschlagen wird, dass man kein Gericht zu essen bekommen hat, das einem geschmeckt hätte. In dem Restaurant, in dem wir aßen, bestand dieses Gericht aus einer Kartoffelsuppe mit einem Würstchen. Alles zusammen war nicht mehr wert als eine Reichsmark, aber wir bezahlten drei; der Aufschlag kommt dem Staat zu Gute. Eine der vielen Abgaben, die dem deutschen Volk auferlegt wurden. Nach dem Essen gingen wir mit dem dominikanischen Gesandten spazieren. Er schimpfte mit uns, als er von unserem erzwungenen Fasten hörte.

„Aufgepasst mit dem zweiten Sonntag im Monat“, sagte er zu uns. „Wenn es soweit ist, kommen Sie an meinen Tisch, an dem Hitler noch immer nicht befiehlt.“

Um unseren Appetit zu befriedigen, lud Despradel uns ins Tusculum zum Abendessen ein, unzweifelhaft das beste Restaurant Berlins, wo sogar die Ober Französisch sprechen, um eine so pariserische Atmosphäre wie möglich zu schaffen. Wir kamen ganz feierlich zu den Klängen der dominikanischen Hymne herein. Der Pianist des Orchesters kennt alle Diplomaten Berlins und sobald er sie durch die Tür des Restaurants kommen sieht, beehrt er sie mit der jeweiligen Hymne.

„Nicht schlecht, mein lieber Gesandter“, sagte ich zu ihm. „Vom Konzentrationslager ins Tusculum und das zu den Klängen der dominikanischen Hymne. So jemand Unverschämtes wie mich gibt es in Berlin nur einmal.“

„Aber seien Sie doch still, Álvarez, für Sie müssen sie die baskische Hymne spielen. Augenblick, *maitre!*“

„Nein, um Gotteswillen, Herr Gesandter, ich mag keine Hymnen, die meinen Tod ankündigen. Irgendwann werden Sie zu den Klängen Ihrer und meiner Hymne in mein Land kommen. Aber jetzt gebe ich mich mit der dominikanischen zufrieden.“

## // Dienstag, 11. Februar 1941

Normalerweise esse ich in billigen Restaurants zwischen bescheidenen Angestellten und Soldaten zu Mittag. Die Zivilisten kleiden sich angemessen, wenngleich ihre Kleidung von der schlechten Qualität des Materials zeugt. Man erklärt mir, dass sie den letzten und besten Anzug tragen müssen, da jeder das Recht auf nur einen Anzug pro Jahr hat. Aber diesen Anzügen wird das gleiche wie meinen Schuhen widerfahren, die mittlerweile einen Bart bekommen haben. Ich kann sie nicht neu bescholen lassen, da Ausländer auf der Durchreise kein Recht auf ein solches Privileg haben.

## // Mittwoch, 12. Februar 1941

Wir aßen in einem chinesischen Restaurant zu Mittag, sehr schlecht übrigens. Das chinesische Essen, entstellt durch die Einsparungen, erschien uns ein doppelter Ersatz. An einem gut sichtbaren Ort im Speisesaal hingen die Porträts von Sun Yat Sen und Chian Kai Shek. Eine Gruppe junger Chinesen war da, die sich angeregt unterhielten.

Ich erinnerte den Konsul an eine Episode aus unserem Exil in Paris. Ein exilierter, junger baskischer Patriot, der in Paris seine Ausbildung zum Priester fortsetzte, war im Seminar von Saint Suplice gestorben. Seine Kameraden wachten an seinem Leichnam, aber ab Mitternacht blieb nur ein chinesischer Seminarist, um am Leichnam zu wachen. Als eine Gruppe Basken das Zimmer betrat, blieben sie erstaunt stehen angesichts dieses Bildes. Neugierig fragten sie ihn, ob er ein Freund ihres toten Landsmanns gewesen sei.

„Er war ein Heiliger“, antwortete er. „Außerdem war er ein Patriot, der sein kleines Vaterland verteidigte und nicht mehr einforderte als seine Freiheit. Ich gehöre einem großen Volk an, das ebenfalls für seine Freiheit kämpft. Basken und Chinesen sind an ganz entfernten Orten angegriffen worden, aber vom gleichen Geist der Ungerechtigkeit und Gewalt. Deshalb wollte ich meinem Kameraden und seinem Volk einen letzten Akt der Bewunderung und des Respekts erweisen.“

Nachts folgte ich der Einladung des dominikanischen Gesandten in die Oper, wo sie *La Traviata* gaben. Als er mich in einer Loge mit meinen kaputten Schuhen und meinem verschlissenen Anzug erblickte, musste er an eine Strophe von IparrAgirre denken: „Egun batian txiro, beste batez jauna, onela ibiltzen da artista euskalduna“, an einem Tag wie ein Bettelmann, am anderen wie ein König, so lebt der baskische Künstler.

## // Freitag, 14. Februar 1941

Ich bin bereits seit eineinhalb Monaten in Deutschland und das Problem meiner Ausreise ist noch immer nicht gelöst. Das Schlimmste ist, dass die Aufenthaltsgenehmigung, die mir die Gestapo in Brüssel ausgestellt hat, am 28. abläuft. Der Gedanke, dass ich nach Belgien zurückkehren muss, bestürzt mich. Noch immer habe ich keine Antwort aus Amerika erhalten. Haben Sie meinen Brief überhaupt erhalten oder ist da ein anderer Diplomat, der meinen Fall als heikel einschätzt und mir den Brief zurückschickt? Ich weiß nichts von meiner Frau und meinen Kindern, denen ich nicht schreibe, um keinen Verdacht zu erregen.

Ich sprach meine Sorgen dem dominikanischen Gesandten gegenüber an, vor allem jene, die sich auf das Ablaufdatum meiner Aufenthaltsgenehmigung beziehen.

„Es wird sich schon alles regeln und im schlimmsten Fall ist dies hier mein Haus. Sie müssen weg und Sie werden ausreisen, wenn es klappt nach Amerika“, sagte er mir einmal mehr. „Aber ich werde Enrique anrufen, einen Gauner, der zu allem taugt.“

Enrique ist ein Angestellter der Gesandtschaft, einer dieser intelligenten und umtriebigen Typen, die Freunde von Kommandanten oder Domherren sind und die sogar dort eine Flasche Champagner auftun, wo es keine gibt. Er wurde im Osten geboren, seine Eltern waren Deutsche und er spricht verschiedene Sprachen.

Als er kam, sagte der Gesandte zu ihm:

„Enrique, kommen Sie mal herein. Sie, der alle Welt in Berlin kennt, müssen mir einen Gefallen tun. Ich wünsche, dass Sie für Doktor Álvarez eine Verlängerung seiner Aufenthaltsgenehmigung erwirken, ohne dass er sich dafür die Mühe machen muss, zur Polizei zu gehen. Wenn die Ihnen etwas sagen, dann antworten Sie, dass ich das Bestreben habe, ihn gut zu behandeln, da sein Gesandter abwesend ist.“

„Das ist einfach, Herr Gesandter“, antwortete Enrique.

„Sehen Sie, Álvarez? Für Enrique ist nichts unmöglich.“

„Das ist einfach“, ergänzte Enrique, „weil die Polizisten, die sich um diese Angelegenheiten kümmern, meine Freunde sind.“

„Auch noch Freunde! Mal sehen, welche Verbindungen dieser Gauner mit der Polizei hat! Wie viel Kaffee haben Sie ihnen aus der Schweiz mitgebracht?“

Enrique antwortete nicht und lachte. Er bat mich um meinen Pass und versprach mir, dass alles am nächsten Tag erledigt sein würde. Natürlich kannte er meine wirkliche Identität nicht. Jedes Mal, wenn mein Pass an die Polizei ging, zitterte ich. Denn, wie ich bereits sagte, wurde er nach dem Einrücken der Deutschen in Belgien ausgestellt und das konnte Verdacht erregen.

Eine Stunde später war Enrique zurück. Er hatte erreicht, dass man den Pass stempelte, eine Anforderung, die ich nicht erfüllt hatte, da ich glaubte, dass der Stempel, den man mir in Hamburg gegeben hatte, ausreichend sei, ein kleiner Schnitzer, der mir viel Verdruss hätte bereiten können. Für die Verlängerung musste ich einen Antrag ausfüllen, den er mir mitgebracht hatte.

„Aber Sie, Doktor Álvarez, werden Sie Deutschland nicht verlassen?“ fragte mich Enrique.

„Das hoffe ich.“

„Und warum stellen Sie dann nicht gleichzeitig einen Ausreiseantrag?“

„Denken Sie, dass ich den stellen kann?“

„Klar, das geht auch mit diesem Antrag.“

„Aber ich habe das Visum für Griechenland noch nicht.“

„Für Griechenland?“

„Ja, für Griechenland“, intervenierte der Gesandte. „Doktor Álvarez geht mit Konsul Guardia wegen einiger geschäftlicher Angelegenheiten nach Griechenland.“

„Also ich denke, dass sie Ihnen diese Ausreiseerlaubnis geben werden, ohne dass Sie ein Visum vorlegen müssen“, ergänzte Enrique.



„Na dann, beschaffen Sie sie“, sagte der Gesandte. „Wenn Sie es nicht tun, büßen Sie mir gegenüber viel Achtung ein. Wofür sind solche Freundschaften, auf die Sie so viel geben, denn sonst da, wenn nicht dafür?“

Und Enrique ging lachend davon.

### // Samstag, 15. Februar 1941

Enrique kam in die Pension, um mir meinen Pass zu bringen.

„Damit Ihre Ausreise bescheinigt werden kann“, sagte er zu mir, „fehlt noch ein einfaches Dokument ihrer Pensionswirtin, in dem diese bestätigt, dass Sie noch weitere vier Wochen hier wohnen. Man hat um diese Frist gebeten, damit Sie in dieser Zeit die notwendigen Visa bekommen können.“

Ich konnte kaum glauben, was für ein guter Mensch Enrique war. Das Ganze war für mich wie ein Wunder. Wir gingen zu meiner Pensionswirtin, einer älteren Dame, die sich beim Laufen auf einen Stock stützte. Sie verlängerte meine Bescheinigung, ohne dafür eine Vorauszahlung zu verlangen. Anscheinend vertraut sie mir.

Die Visa sind immer noch in Arbeit. Ohne das für Griechenland geben sie mir das für Jugoslawien nicht und ohne das wiederum nicht das für Ungarn.

Am Ende des Tages, nehme ich Enrique in meine Liste der Männer auf, die Himmel und Hölle in Bewegung setzen können.

### // Sonntag, 16. Februar 1941

Der Gesandte Venezuelas, der von einer Reise in die Schweiz und nach Italien zurückgekehrt war, lud uns zum Mittagessen ins Bristol ein. Er berichtete uns, dass unter den Italienern, mit denen er verkehrt habe, die Stimmung dem Regime gegenüber, das sie in den Krieg geführt hat, feindlich gesinnt sei, und dass die Italiener militärisch schlechter vorbereitet seien, als man im Ausland glaube. In Lausanne traf er den ehemaligen König von Spanien, Alfonso XIII, der aufgrund seiner außerordentlichen Fettleibigkeit unerkannt bleibt. Seine Krankheit hat ihn gezwungen, zugunsten seines Sohnes Juan abzudanken. Es sieht so aus, als ob die spanischen Monarchen Hoffnung auf eine Restauration hegen. Aber dazu der Wille des Volkes fehlt und das macht viel aus.

### // Montag, 17. Februar 1941

Man teilt mir mit, dass es angebracht sei, ein Visum für die USA zu haben, um eines für Griechenland zu bekommen. Andererseits empfiehlt man mir, mich auf die Ausreise über Schweden vorzubereiten, denn über Griechenland sei diese nicht möglich. Der dominikanische Gesandte und der Venezuelas statteten dem Geschäftsträger der Vereinigten Staaten einen Besuch ab, um mein Visum zu bekommen und ihn zugleich darum zu bitten, dass er sich im Umfeld des amerikanischen Konsuls in Antwerpen oder Brüssel dafür einsetze, dass man meiner Frau und meinen Kindern Visa ausstelle.

Die Gesandten haben zu meinen Gunsten diese Bemühungen unternommen, ich muss also morgen zum amerikanischen Konsulat gehen, wo man mir mein Visum aushändigen wird. Sie können

dagegen nichts im Fall der Witwe Guerra – welches der Deckname meiner Frau ist – tun, weil die Konsulate in Belgien seit dem ersten Januar nicht mehr die Möglichkeit haben, Visa auszustellen. Ich werde mich damit abfinden müssen, meine Frau und meine Kinder in Belgien zu lassen und allein wohin auch immer aufzubrechen. Ich habe noch nichts Neues über der Ausreisegenehmigung aus Deutschland gehört. Enrique ist in den letzten Tagen nicht vorbeigekommen. Ein schlechtes Zeichen. Als ich in der Pension ankam, stolperte ich am Eingang über eine Gruppe Jugendlicher, die darauf warteten, dass man ihnen ihre Zimmer zuteilte. Es waren russische Flieger.

„Ich habe hier den Hitler-Stalin-Pakt und seine Konsequenzen“, sagte ich zu meinem Konsul. „Erinnern Sie sich daran, was wir gelitten haben, als man uns mit den Beinamen der Roten, Kommunisten und anderer Nettigkeiten beschimpfte? Hier sehen Sie mich noch immer unter den Folgen leiden, ich muss lügend und betrügend leben. Die dort haben im Gegensatz dazu alles mit einem einfachen Pakt geregelt. Sie haben Visa und die einen sind nicht mehr das kommunistische Monster, die anderen nicht mehr die faschistische Bestie. Wie finden Sie das?“

„Dass das sehr lustig ist. Hitler würde alles tun, um einen Kampf an zwei Fronten gleichzeitig zu verhindern.“

„Jetzt fehlt nur noch, dass Stalin sich dem Antikominternpakt anschließt und die Angelegenheit ist endgültig erledigt. Denken Sie nicht, dass dieses ganze Verhalten so etwas wie ein konzentrierter Auszug aus allem Machiavellismus, den die Geschichte je gekannt hat, ist? Denken Sie, dass irgendeine Seite im Kampf stark genug sein kann, wenn niemand diesen kühl berechnenden Geist, den man Realismus zu nennen pflegt, mit ganzer Kraft wegpustet?“

„Diese Dinge“, antwortete mir der Konsul, „können nur von den Diplomaten der Länder in die Tat umgesetzt werden, die entweder keine Rücksicht auf den Willen ihrer Völker nehmen oder über sie lachen. Wenn also die anderen gedenken, diesen Weg einzuschlagen, ist es besser, wenn sie es rechtzeitig entdecken, damit es nicht noch mehr unschuldige Opfer gibt. All diejenigen, die darauf vertrauen, dass mit ihrem Opfer die Anständigkeit in der Welt triumphieren wird, werden den Weg frei machen, damit die Unanständigkeit der einen und der anderen Seite dazu führt, dass sie sich gegenseitig die Eingeweide herausreißen.“

Was für ein Glück haben die sowjetischen Flieger ... Sie betreten und verlassen Deutschland mit Erlaubnis und Visa. Ich muss ein ganz schöner Idiot sein.

## // Dienstag, 18. Februar 1941

Im amerikanischen Konsulat arbeitet eine Frau, die jene, die ein Visum beantragen, befragen muss. In meinem Land würden wir so jemanden eine *birrocha*, eine alte Jungfer, nennen: sie ist hundertprozentig eine alte Jungfer, dünn, klein und ausgemergelt. Sie ist es gewohnt, die armen Israelis zu plagen, und für sie gibt es keine anderen Normen als die Regeln, die man ihr diktiert hat, und jene, die sie ihrerseits noch hinzufügt. Meine Befragung hat zweieinhalb Stunden gedauert. Als mein Konsul zurückkam, der sich in der Zwischenzeit mit seinem amerikanischen Kollegen unterhalten hatte, wunderte er sich natürlich, dass meine Befragung noch nicht zu Ende war. Die Dame sah ihn verächtlich an und sagte:

„Ich benötige umfassende Informationen von diesem Herrn und muss ihm daher noch viele Fragen stellen.“

Die Dame vergaß, dass sie mir einige Fragen bereits mehrfach gestellt hatte. Angesichts dessen sagte ich zum Konsul:

„Sie können sich zurückziehen, mein lieber Guardia, denn ich habe die Absicht, diese Dame zufriedenzustellen.“

Sie fragte mich, woher ich komme und warum ich in die Vereinigten Staaten reisen wolle. Als ich ihr sagte, es sei nur zur Durchreise, fragte sie mich, was ich in Panama wolle.

„Sie sind lustig“, antwortete ich ihr, „ich möchte natürlich nach Hause“.

Dann überschüttete sie mich mit Fragen: „In welchem Boot sind Sie nach Deutschland gekommen? ... An welchem Tag? ... Um welche Uhrzeit? ... In welchem Hafen haben Sie sich ausgeschifft? ... Wo ist das Schiff jetzt, mit dem Sie gekommen sind?“ An diesem Punkt hatte ich sie besiegt. Die für die Gestapo in Brüssel vorbereitete Situation hatte ich gründlich durchgespielt. Darum sah sie mich wütend an, als ich ihr sagte, „Das Schiff? Auf dem Grund des Meeres ...“, und nahm die Befragung nach einer Pause wieder auf.

Mein Freund Guardia kehrte zurück, diesmal in Begleitung des amerikanischen Vizekonsuls, einem außerordentlich höflichen und sympathischen Mann. Er sagte zu meiner Inquisitorin:

„Aber sind Sie denn immer noch nicht fertig? Bitte kommen Sie bald zum Ende.“

Genervt von der Einmischung des Konsuls, intensivierte die alte Jungfer das Verhör. Als mein Konsul vernahm, dass wir bei meinen Geschäften in Panama angekommen waren, wurde er unruhig und unterbrach mich:

„Geben Sie diese Erklärungen nicht“.

„Keine Sorge, mein lieber Guardia“, antwortete ich ihm. „Wir werden schon sehen, wer zuerst müde wird“.

„Wie gedenken Sie auszureisen?“, fragte sie mich.

„Über Griechenland, wenn möglich, und wenn nicht, über Schweden“.

„Und warum reisen Sie nicht über Lissabon aus?“

„Nun, weil ich noch Angelegenheiten in Griechenland und Schweden zu regeln habe.“

„Dann werden Sie über den Norden, über Petsamo ausreisen?“

„Bestimmt.“

„Und an welchem Tag fährt ihr Schiff?“

„Ich weiß es nicht. Sie wissen doch, dass die Reedereien die Abfahrtsdaten derzeit nicht bekanntgeben.“

„Aber Sie müssen es wissen.“

„Dann fragen Sie nach, denn ich bin kein Prophet.“

Schließlich gab sie auf und ich konnte mich vom amerikanischen Vizekonsul verabschieden, der mich aufgrund dieser Tortur, der mich seine Untergebene unterzogen hatte, verlegen erwartete. Als ich ging, beäugte sie mich noch immer mit Argwohn. Auf der Straße sagte ich zu Konsul Guardia:

„Wie das Leben so spielt! Ich musste erst in das Konsulat der Vereinigten Staaten kommen, um auf den Inquisitor zu treffen, den ich bei der Gestapo erwartet hatte.“

### // Mittwoch, 19. Februar 1941

Heute reist Konsul Guardia nach Griechenland ab, er kann nicht mehr länger auf mich warten.

Ich führe den Kampf um die Visa weiter. Sie geben mir keines für Schweden, wenn ich keines für Finnland habe, denn die Ausschiffung in die Vereinigten Staaten erfolgt aus Petsamo. Im finnischen Konsulat wurde ich erneut gefragt:

„Aber warum reisen Sie nicht über Spanien nach Lissabon? Es ist der einfachste und der ungefährlichste Weg. Vor allem der ungefährlichste.“

Als ich in der dominikanischen Gesandtschaft ankam, stellte mich Doktor Despradel seiner Frau vor, die gerade aus der Schweiz eingetroffen war. Doña Isabelita, wie er seine Frau nennt, ist eine herzensgute Dame, die heute Nacht von der wahren Identität des Doktor Álvarez erfahren wird, denn ich habe den Gesandten beauftragt, ihr alles zu verraten.

### // Donnerstag, 20. Februar 1941

Enrique kam zu mir, um mir zu sagen, dass die Ausreiseerlaubnis aus Deutschland erst dann ausgestellt wird, wenn das Innenministerium die Zustimmung der deutschen Behörden in Brüssel erhalten hat, die mir die Erlaubnis gaben, aus Belgien auszureisen und dorthin zurückzukehren.

Ich lief zwei Stunden lang durch die Straßen und ging schließlich in ein Kino. Ich sah einen Film über die Rebellion Irlands gegen England. Es ist das erste Mal, dass ich in einem deutschen Kino Beifall gehört habe. Weder beim Erscheinen des Führers, noch bei militärischen Paraden, noch bei Kriegsszenen habe ich jemals gesehen, dass die Menschen Beifall geklatscht hätten. Angesichts des irischen Freiheitskampfes hingegen schon. Ich musste viel darüber nachdenken. Während man die Tschechen, Polen, Norweger verklavt und Gernika zerstört, indem man die Basken angreift, wie so viele friedliche und unschuldige Völker, applaudiert man hier Irland, weil es frei sein will. Welch ein Widersinn!

### // Dienstag, 25. Februar 1941

Durch die vielen Spaziergänge, die ich in diesen einsamen Tagen gemacht habe, sind meine Schuhe schließlich kaputt gegangen und so verbrachte ich den Morgen damit, die Fäden, die rausschauen und ihnen einen schäbigen Eindruck verleihen, vorsichtig mit der Schere zurecht zu stutzen. Diejenigen von uns, die durch die Welt gehen und so tun, als wären sie jemand, der sie nicht sind, müssen sehr auf ihr Erscheinungsbild achten, um keinen Verdacht bei der Polizei oder den Hotelangestellten zu erregen.

Nachmittags ging ich mit dem dominikanischen Gesandten zu seinem Schneider nach Hause, wo ihm ein neuer Frack angepasst wurde. Der Schneider maß vorsichtig die Abstände zwischen den Rocknadeln aus, die die Orden und Auszeichnungen des Gesandten halten sollen. Doktor Despradel war wie gewöhnlich gut gelaunt. Er fragte den Schneider, ob der Stoff aus Holz sei. Der Schneider schwor ihm, dass es eine ganz besondere Art Stoff sei, den er für angesehene Kunden aufbewahre. Der Gesandte antwortete ihm, dass er sich nicht, da es jetzt Frühling werde, mit Pflanzen und Knospen

auf den Schultern und Ärmeln bei einem Empfang des Führers wiederfinden wolle. Der Schneider hat den Witz erst einige Zeit später verstanden, musste dann aber eine ganze Weile darüber lachen.

Als wir ins Auto stiegen, fielen dem Gesandten meine Schuhe auf.

„Mein lieber Álvarez, Ihre Schuhe sind ja völlig kaputt!“

„Kaputte Schuhe, aber auf einer Spazierfahrt durch Berlin in einem prachtvollen Diplomatenauto. So ist das Leben.“

„Nein, Álvarez, ich meine das ernst. Diese Schuhe müssen repariert werden. Es ist nicht gut, so herumzulaufen, auch, weil es die Leute verwundern könnte. Ich verspreche, Ihnen von meiner nächsten Reise in die Schweiz Leder mitzubringen, damit ein Schuhmacher sie Ihnen hier reparieren kann. Ich ziehe es vor, das Leder in der Schweiz zu kaufen, weil wir in Deutschland eine besondere Erlaubnis des Außenministers einholen müssen, um welches zu erhalten. Sie sehen ja, wohin dieses Volk es in seinem Streben nach Größe gebracht hat.“

„Mehr als um die Schuhe Sorge ich mich um meine Aufenthaltsgenehmigung, die in drei Tagen abläuft.“

„Ich werde Enrique sagen, dass er sie besorgen soll, egal wie. Im schlimmsten Fall, soll Villalaz sie direkt erwirken und wenn nicht, dann mache ich es, auch wenn mein Eingreifen merkwürdig wäre.“

„Ich bitte Sie darum, denn es wäre schrecklich für mich und meine Angehörigen, wenn ich nach Belgien zurückkehren müsste.“

„Das darf und wird nicht geschehen“, antwortete mir der Gesandte.

## // Donnerstag, 27. Februar 1941

Doktor Despradel ist ein Mann, der trotz seiner vielen Aufgaben seine Freunde nicht vergisst.

„Álvarez“, sagte er zu mir am Telefon, „man hat ihre Aufenthaltserlaubnis um vier Wochen verlängert, Sie müssen sich also wegen des morgigen Tages keine Sorgen machen.“

„Ich danke Ihnen vielmals, Herr Gesandter.“

„Außerdem habe ich gerade mit dem Gesandten Venezuelas gesprochen, der an Konsul Araujo geschrieben hat, damit die Ausreise der Witwe Guerra und ihrer Kinder aus Belgien ohne Verzögerung zustande kommt. Sind Sie zufrieden?“

„Ich bin begeistert, Herr Gesandter und danke Ihnen nochmals.“

Ich wollte in eine Kirche gehen, aber sie war geschlossen. Dasselbe wie gestern, am Aschermittwoch. Auch gestern konnte ich aus diesem Grund meinen frommen Ritus nicht begehnen, welcher uns an unsere eigene Erbärmlichkeit erinnert, *pulvis eris* ... wie meine Schuhe. Und ich konnte nicht anders, als mich an die Kirchen meiner Heimat zu erinnern, geöffnet zur Anbetung, wenn wir die *Unerwünschten* dorthin schickten, während die Gotteshäuser jener, die Franco helfen, die christliche Zivilisation zu verteidigen, jeden Tag geschlossen zu sein scheinen.

## // Sonntag, 2. März

Als ich in der dominikanischen Gesandtschaft ankam, empfing mich die Frau des Gesandten überaus herzlich und sagte zu mir:

Deutschlandtagebuch des Dr. Álvarez

© Iñaki Goigana (Sabino Arana Fundazioa)

© Deutsche Übersetzung: Dr. Christine Paasch-Kaiser

„Wie geht es Ihnen Herr Álvarez? Álvarez, nicht wahr?“

„Ja, meine Dame“, antwortete ich ihr lachend, „Álvarez“.

„Roberto hat mir alles erzählt. Welch eine Tragödie, mein lieber Freund! Aber sie müssen keine Angst haben, wir werden Ihnen helfen, wo immer wir können. Sie müssen nur in Gegenwart von Rosario aufpassen, denn obwohl sie gut ist, ist sie letzten Endes eine Frau und ziemlich neugierig.“

Rosario ist die Sekretärin der Gesandtschaft. Sie sitzt gewöhnlich am Tisch des Gesandten und beobachtet vieles. Da heute der Geburtstag von Doktor Despradel ist, habe ich mit allen zu Mittag gegessen. Beim Essen kündigte er mir den Besuch eines leitenden Angestellten einer Baufirma für Züge, Autos und Panzer am Nachmittag an.

„Er ist ein sehr kompetenter Typ, der immer interessante Dinge zu erzählen hat. Versuchen wir, seine Meinung über den Verlauf des Kriegs in Erfahrung zu bringen.“

Besagter Mann ist eine sehr angenehme Person. Er ist viel gereist und spricht fehlerfrei Spanisch. Nach unerlässlichem unverbindlichem Geplauder sprachen wir über die letzte Rede Mussolinis.

„Die ganze Hoffnung des Duce ruht auf Deutschland“, sagte der Gesandte.

„Wenn es nur das wäre“, antwortete der Experte.

„Ist die Situation Italiens schlecht?“, fragte ihn Despradel.

„Es ist ein Land, das täuscht. Vielleicht wäre es für uns besser gewesen, allein in den Krieg zu ziehen.“

„Nach allem was ich höre, isst man dort noch gut und das Leben ...“

„Ich beziehe mich nicht auf das Essen, damit kenne ich mich nicht aus. Mich interessiert hingegen der Bau von Kriegsgerät und in diesem speziellen Belang stellt Italien eine Belastung für uns dar ...“

„Und unter diesen Bedingungen sind sie in den Krieg eingetreten?“

„Das ist kein Jahr her und bereits jetzt haben sie ihre Stahlreserven erschöpft. Wir mussten ihnen in für uns so kritischen Zeiten wie diesen noch Nachschub schicken. Wenn sie sich nur zurückgehalten hätten!“

„Gut, aber glauben Sie nicht, dass es immer besser ist, dass Italien an Ihrer Seite steht, als dass es sich auf die Ihrer Gegner schlägt?“, fragte ich.

„Also um die Wahrheit zu sagen, ich weiß es nicht. Das ist eine Angelegenheit der Militärexperten, aber ich glaube, dass sie in wenigen Tagen gelöst gewesen wäre, so, wie es in Frankreich der Fall war.“

Dann sprachen wir über die Zukunft.

„Glauben Sie, dass der Krieg lang sein wird?“

„Nein, sehr kurz.“

„Aber was nennen Sie kurz? Ein Jahr? Zwei?“

„Nein ... Der Krieg muss diesen Sommer enden.“

„Diesen Sommer?“ ... antworteten der Gesandte und ich im gleichen Moment und brachten damit unsere Verwunderung zum Ausdruck.

„Das ist aus vielerlei Gründen absolut notwendig.“

„Aber glauben Sie, dass das Britische Königreich und Amerika letztendlich in so kurzer Zeit besiegt werden können?“

„Ich weiß nicht wie, aber ich bin mir sicher, dass unser Führer den Krieg diesen Sommer beenden wird. England wird geschlagen sein. Was die Vereinigten Staaten angeht, so sind sie weder jetzt noch

in wenigen Monaten auf einen Krieg vorbereitet. Deshalb werden sie nicht rechtzeitig kommen, um die Niederlage Englands verhindern zu können.“

„Und was ist, wenn das, was Sie rühmen, nicht passiert?“

„Wenn der Führer den Krieg diesen Sommer nicht beendet“, sagte unser Experte mit besorgtem Gesichtsausdruck, „dann haben wir ihn endgültig verloren.“

Der Gesandte und ich sahen uns verwundert an, wobei zugleich auch unsere Zufriedenheit auf unseren Gesichtern abzulesen war. Wie oft haben wir von der Unmöglichkeit gesprochen, Demokratien schnell zu besiegen!

Unsere Unterhaltung drehte sich danach um die Persönlichkeit des Führers, um die Fähigkeit des deutschen Volkes zum Widerstand, um seine Disziplin, um die Anziehung, die Waffen auf es ausübten usw.

„Ich bin kein Anhänger des Nationalsozialismus, weil ich das deutsche Volk für verderblich halte. Dennoch bewundere ich Hitler, weil er ein Mann mit großer Begabung ist und unsere Ehre gerettet hat. Aber wissen Sie auch, warum ich ihn fürchte? ... Nun weil er nie ins Ausland gereist ist. Hitler weiß nicht, was für gute Dinge es in anderen Ländern gibt und einige von diesen Dingen sind viel besser als unsere. Es ist schade, dass er nie die Gelegenheit hatte, die Länder kennenzulernen, die ich bereist habe.“

„Diese Bewunderung und diese Furcht, die Sie dem Führer gegenüber empfinden, sind erstaunlich“, sagte ich zu ihm.

„Es ist etwas uns sehr Eigenes, das für Sie nur schwer nachzuvollziehen ist“, fuhr der deutsche Ingenieur fort. „Sie sehen ein Bataillon, dem eine Kapelle vorausgeht, durch die Straße ziehen und sofort denken Sie an den deutschen Militarismus, und derzeit an die nationalsozialistische Disziplin. Ich dagegen fühle eine solche Ergriffenheit, dass ich trotz meines Alters hinter dieser Fahne und dieser Musik herlaufen würde. Es ist etwas, das uns gegen unseren Willen sehr anzieht. Wundern Sie sich deshalb nicht, wenn Sie mich voll Enthusiasmus vom Führer sprechen hören, wenn ich in ihm den Anführer sehe. Aber wenn ich den Enthusiasmus unterdrücke und nachdenke, dann denke ich an die Gefahren, die uns erwarten und sogar an das Abenteuer, in das wir verwickelt sind.“

„Und Sie denken, dass es allen Deutschen so geht?“

„Den meisten. Eine Fahne und eine Formation in Reih und Glied ziehen uns dermaßen an, dass nur wenige von uns in der Lage sind, diesem Einfluss auf unsere Gefühle zu widerstehen. Darin besteht eine schreckliche Gefahr. Sie haben die vielen jungen Leute hinter ihrer Fahne aufmarschieren sehen. Nun, würde man diese Fahne durch eine andere ersetzen, während die Musik weiterspielt ohne das Tempo zu verändern, würden sie nicht aufhören zu marschieren: Ich bin mir sicher, dass die Formation ihren Marsch fortsetzen würde.“

„Unfassbar!“

„Glauben Sie mir, dass dies ein Phänomen ist, das uns, die wir die seltsamsten Veränderungen in unserem Volk miterlebt haben, sehr besorgt.“

„Ich entnehme Ihren Worten, dass die Umstände sich irgendwann radikal ändern könnten“, antwortete ich.

„Ich hoffe, dass der Führer den Krieg diesen Sommer beenden wird, andernfalls ist alles möglich.“

Nachdem der deutsche Herr gegangen war, sagte ich zum Konsul:

„Dieser Zweifel, den ich bei verschiedenen intelligenten Männern, mit denen ich sprach, beobachtet habe, gibt mir sehr zu denken. Und immer sage ich mir: ‚Ein Volk, dessen Köpfe zweifeln, ist nicht dazu bestimmt zu siegen‘.“

#### // Dienstag, 4. März 1941

Der Gesandte Panamas hat mich zum Kaffee trinken zu sich nach Hause eingeladen. Als ich dort war, kam ein sehr korrekt gekleideter Mann, den ich nicht kannte. Nach einer langen Unterhaltung mit dem Gesandten ist er wieder gegangen, wobei er misstrauisch um sich blickte.

„Diese Deutschen sind verrückt“, sagte der Gesandte zu mir. „Bei diesem Mann, der gerade gegangen ist, handelt es sich um einen österreichischer Priester, der im Auftrag des Nuntius gekommen ist, um mich zu bitten, ganz dringend einige Visa zu verlängern.“

„Wessen Visa sind es?“

„Nun, die der wichtigsten Vorsitzenden der Partei und der katholischen Einrichtungen sowie einiger Geistlicher. Die bringen sie aus dem geringsten Anlass in die Konzentrationslager und wenn meine Visa nicht rechtzeitig eintreffen, fürchten sie, diejenigen, die das gleiche Schicksal erwartet, nicht retten zu können.“

„Mich wundert gar nichts mehr. Jetzt sind die Katholiken dran ... so wie gestern die Juden ... Und morgen...“

„Das mit den Juden ist entsetzlich. Heute Morgen war hier im Büro ein hochrangiger SS-Offizier. Er hat mir erzählt, dass sie die Juden in Warschau wie Tiere in einer Art Ghetto eingesperrt haben. Sie werfen ihnen das Essen über die Mauern. Nun ja, etwas beschämt war er schon, so beschämt, dass er zu mir gesagt hat: ‚Es beschämt mich als Deutschen. Ein Fluch wird mit diesen Gräueltaten über uns kommen‘.“

#### // Donnerstag, 6. März 1941

Ich werde heute 37 Jahre alt. Es betrübt mich, dass ich diesen Tag getrennt von meinen Liebsten verbringen muss, bin aber trotzdem voller Zuversicht. Wie es meinen Freunden in Berlin gebührt, habe ich sie zum Abendessen in kein anderes Restaurant als das Tusculum eingeladen. Die Einladung hat ein ernstzunehmendes Loch in meine Geldbörse gerissen, aber ich bin glücklich. Als ich die Rechnung bezahlte, sahen mich meine Freunde mit Bedauern an. Wer meine Finanzen ernstlich ins Wanken brachte, war der Pianist. Da ich mit drei Gesandten kam, spielte das Orchester die Hymnen jedes Landes, woraufhin ich das Trinkgeld verdreifachen musste. Der Pianist fragte mich, ob auch ich Gesandter sei. Offenbar erschien ihm mein Aufzug nicht so lumpig.

#### // Freitag, 7. März 1941

Ich begleitete Doktor Villalaz und den lieben Guardia beim Spaziergang auf dem Kurfürstendamm, als ich eine Person auf uns zukommen sah. Ich erkannte ihn sofort wieder: Jacinto Miquelarena. Er



sah uns an und ging an uns vorbei. Dabei streifte er mich. Ich blickte unauffällig hinter ihm her, bemerkte aber, dass er mich nicht erkannt hatte.

„Ich habe gerade einen der gefährlichsten Augenblicke meiner Odyssee erlebt“, sagte ich zu ihnen.

„Dieser Mann, der gerade an uns vorbeigegangen ist, ist Journalist bei *ABC* in Madrid“.

„Und er kennt Sie?“

„Darauf können Sie wetten! Miquelarena ist Baske und war Chefredakteur einer unserer Tageszeitungen in Bilbao. Jetzt steht er im Dienst der Falange. Und damit Sie verstehen zu welcher Art Mensch er gehört: Vor eineinhalb Jahren schrieb er in der Zeitung *La Nación* in Buenos Aires einen beschämenden Artikel, in dem er über eine Unterhaltung berichtete, die ich angeblich mit dem französischen Kabinettsminister, Herrn Ibarnegaray, gehabt haben soll, einem anderen Basken vom gleichen Kaliber wie Miquelarena. Sie werden den Wahrheitsgehalt des Artikels erkennen, wenn ich Ihnen sage, dass ich Ibarnegaray weder kenne noch je mit ihm gesprochen habe. Und als ob das nicht genug wäre, behandelte Miquelarena die baskischen Anführer, genauer gesagt mich, wie Menschen ohne Ehre und Familie. Und heute, mein lieber Gesandter, heute stolpere ich über diesen ehrbaren Journalisten, und das in dem Moment, in dem Sie die Zugtickets kaufen, um meine Frau und meine Kinder zu mir zu bringen. Wollen Sie nicht zu Herrn Miquelarena gehen und ihm sagen, dass meine Familie aufgetaucht ist?“

„Denken Sie denn, dass er sie denunziert haben könnte?“

„Ich weiß es nicht, aber ich bin sehr froh, dass er mich nicht erkannt hat. Wissen Sie, welcher journalistischen Erfolg er haben wird, sollte er mich entlarven?“

### // Mittwoch, 12. März 1941

Nach der Abreise meiner Freunde fühle ich mich noch einsamer. Gegen ein Uhr nachts weckten mich die Sirenen. „Ach. Allem Anschein nach sind es endlich die Engländer“, sagte ich zu mir selbst. Telefonisch erinnerte man mich an meine Pflicht, in den Schutzraum hinunter zu gehen. Das tat ich. Dort unten lernten wir, die Bewohner des Hauses und ich, uns kennen, so wie wir sind, denn die Frauen hatten keine Zeit gehabt, sich zu schminken und die Herrn nicht, sich zurechtzumachen. Welch ein Unterschied zu den herausgeputzten Gestalten, die ich sonst im Aufzug treffe!

Der Schutzraum war nicht mehr als ein moralisches Gegengift gegen die Panik. Eine einzelne Bombe hätte alle seine Schutzillusionen zunichtemachen können. So, wie es sich in diesen Fällen für gewöhnlich ereignet, tat sich ein Anwesender als allwissender *Experte* hervor, der den anderen erklärte, wieso die englische Luftwaffe unmöglich Berlin erreichen könne. Wir hörten die Schüsse der Luftabwehr in weiter Ferne, so dass der *Experte* Witze auf Kosten der Engländer reißen konnte, die bei den anderen viel Anklang fanden. Aber plötzlich war ein gewaltiger Knall zu hören und einige von denen, die im Schutzraum waren, warfen sich zu Boden, unter ihnen der *Experte*. Als der Schreck abgeklungen war, traute sich der *Experte* nicht mehr weiterzusprechen und einige mussten ironisch lächeln.

Um sechs Uhr morgens wurde Entwarnung gegeben. Zwischen der Müdigkeit, den falschen Voraussagen des *Experten* und der Wirklichkeit einer Bombardierung Berlins marschierten die Leute

mit langen Gesichtern vorbei. Ein weiteres, von der nationalsozialistischen Propaganda verbreitetes Märchen war aus der Welt geschafft: die Unverwundbarkeit des deutschen Luftraums.

Ich gehöre nicht zu den Blauäugigen, die glauben, dass die Alliierten an dem Tag, an dem sie ihre Fliegerstaffeln verdoppeln, den Krieg gewonnen haben. Nein, sie müssen und wir müssen ihn gewinnen, in dem wir in den Kontinent einfallen. Zweifellos werden die Fliegerstaffeln die Moral dieses Volkes zerstören können, das alles geglaubt hat, was seine Anführer ihm gesagt haben. Eigentlich war die Bombardierung heute Nacht nicht sehr stark, hat aber einen starke Wirkung auf meine Gefährten im Schutzraum gehabt und ich nehme an, auch auf die übrigen Deutschen.

### // Donnerstag, 13. März 1941

Der Gesandte Panamas ist aus Belgien zurückgekehrt, konnte aber weder meine Frau noch meine Kinder mitbringen. Sie haben die deutsche Erlaubnis noch immer nicht.

Man hat mir gesagt, dass die Bombardierung gestern viele Opfer in den Außenbezirken Berlins gefordert hat.

### // Freitag, 14. März 1941

Heute ist in der Kathedrale nahe Unter den Linden der von der spanischen Botschaft organisierte Trauergottesdienst für die Seele von Alfons XIII. gefeiert worden.

„Dass Sie es ja nicht wagen, morgen zum Trauergottesdienst zu gehen“, hat der Gesandte Santo Domingos gestern zu mir gesagt.

„Natürlich nicht. Sie wissen doch, dass dort viele Leute sein werden, die mich erkennen könnten!“  
Später dachte ich darüber nach. Die Gefahr zog mich an. Trotz der Beleidigungen, die unser Volk durch Alfons XIII. erlitten hatte, verlangte mir die Ernsthaftigkeit des religiösen Aktes Respekt ab. Meine Neugierde allerdings, Personen dort zusammen zu sehen, die mich vom Sehen her kannten und der Wunsch, meinen Freunden, den Gesandten, die alle als diplomatisches Korps dorthin eingeladen waren, einen Streich zu spielen, brachten mich zu der Entscheidung, am Trauergottesdienst teilzunehmen.

Heute Morgen nahm ich daher den Bus, um zur Kathedrale zu fahren. In meiner Nähe saßen zwei spanische Fräulein mit roter *boina*, wie die Baskenmütze auf Spanisch genannt wird. Das mit der Baskenmütze störte mich, weil es ein in höchstem Maße baskisches Kleidungsstück ist, mit dem Franco als Erkennungszeichen der Falange einverstanden war, um den Carlisten zu schmeicheln. Die Fräulein begannen sich zu unterhalten.

„Diesem Armen hat auch seine Stunde geschlagen.“

„Glaubst Du, dass wir Spanier einen neuen König bekommen sollten?“

„Ich weiß es nicht. Denk nicht, dass mir das sehr wichtig ist.“

„Auch die von der Falange wollen keine Monarchie. Mir ist es egal.“

„Aber die Leute mögen auch die Falange nicht.“

„Niemand ist zufrieden.“

„Es hatte den Anschein, dass die Dinge nach dem Krieg besser laufen würden, aber das Gegenteil ist der Fall.“

„Kleine, ich verstehe nichts von diesen Dingen, ich verstehe nur, dass in Spanien jeder von jedem schlecht spricht.“

„Einige sagen, dass es eine weitere Revolution braucht, um das zu etablieren, was sich durchgesetzt haben sollte.“

„Die Monarchie?“

„Ich weiß nicht, was sie wollen.“

„Also ich auch nicht, denn ich verstehe die Dinge in Spanien immer weniger.“

Ich dachte bei mir: „Und dafür hat Franco eine Rebellion ausgelöst, die mehr als eine Million Menschen das Leben gekostet und das ganze Land ruiniert hat?“

Ich betrat die sehr kleine Kirche unter allerlei Vorsichtsmaßnahmen. Im Altarraum standen General Espinosa de los Monteros in Galauniform, zwei deutsche Prälaten, der Vertreter des Führers und andere hochrangige deutsche Funktionäre. In den Bänken zur Rechten saß das diplomatische Korps – unter ihnen meine Freunde – mit dieser Teilnahmslosigkeit, die typisch für Diplomaten ist, wenn sie an einer religiösen Zeremonie teilnehmen. Die Zahl der übrigen Anwesenden belief sich auf nicht einmal 50 Personen.

Das Malerischste war der Einzug der Vertretung der Falange. Der Anführer, sehr geschneigelt, trug einen weißen Waffenrock. Woher kommt nur diese Vorliebe der kleinen totalitären Anführer für weiße Waffenröcke? Heute war es nämlich sehr kalt und ich meine damit die Berliner Kälte. Die falangistischen Kräfte bestanden aus sechs Männern und fünf Frauen, die in einer Formation mit einem einer Prozession angemessenen Schritt eintraten. Später kamen noch vier andere, die sich um den Sarg stellten.

Ich setzte mich in eine der letzten Bänke und in meiner Nähe ließen sich zwei Personen nieder, von denen ich weiß, dass sie spanische Polizisten sind, weil sie mit einem sehr kleinen Automobil, auf dem eine große spanische Flagge prangt, durch Berlin fahren. Ich sah sie mir gut an, damit sie mich nicht in die Irre führen. Auch sie sahen mich an, wie um mir zu sagen: „Du bist auch einer von uns“. Wenn ich ihnen sage, wer ich bin, ist der Trauergottesdienst zu Ende.

Nachdem die Zeremonie vorbei war, ging ich schnell hinaus und stellte mich zu einer Gruppe Neugieriger, die den Aufmarsch von Uniformen und Auszeichnungen bewunderte. Als ich meine Gesandten herauskommen sah, war ich versucht, nach ihnen zu rufen, aber ich tat es nicht, weil ich Angst vor ihrer Reaktion auf diese Überraschung hatte.

Einige, die mich gut kennen, gingen an mir vorbei, unter ihnen ein junger Freund von mir, der den gleichen Vor- und Nachnamen hat wie ich und der jetzt in der spanischen Botschaft in Berlin tätig ist.

## // Sonntag, 16. März 1941

Die Abende, die ich in der Gesandtschaft von Santo Domingo mit dem Gesandten und Doña Isabelita mit Radiohören verbringe, sind die glücklichsten Momente meines Tages.

„Ich versichere Ihnen“, sagte Doña Isabelita zu mir, „dass ich Franco überhaupt nicht mehr mag, seitdem ich weiß, was er getan hat und worunter Sie zu leiden haben.“

„Siehst Du“, unterbrach sie ihr Mann, „ich wusste, dass Du mir das eines Tages sagen würdest.“  
Da meine Ausreisegenehmigung noch immer nicht eingetroffen ist, hat mir Doña Isabelita versprochen, eine neuntägige Andacht, gerichtet an die Jungfrau von Altagracia von Santo Domingo, abzuhalten.

„Eine Novene ist wenig“, sagte der Gesandte zu ihr, „Du solltest mindestens zehn abhalten.“

„Zehn? Warum?“

„Um die Jungfrau für die ganzen Novenen zu entschädigen, die Du gebetet hast, damit Franco gewinne.“

Doña Isabelita lachte. Sie hat einen wundervollen Charakter.

### // Donnerstag, 20. März 1941

Heute rief mich die Polizei an. In der Gesandtschaft sagte man ihnen, dass ich nicht kommen könne. Die Polizei sagte, es gehe auch morgen. Despradel riet mir, nicht hinzugehen. Enrique wird für mich hingehen.

### // Freitag, 21. März 1941

Enrique kam von der Polizei zurück und sagte mir, dass man mir die Ausreisegenehmigung für jede beliebige Grenze ausstellen wird, außer für die schwedische und die russische.

„Sie ziehen es vor, dass Sie über Spanien und Portugal ausreisen.“

„Ja, ja, verstehe“, antwortete ihm der Gesandte, „aber Herr Álvarez hat noch Angelegenheiten in Schweden und Russland zu klären, nicht in Spanien und Portugal.“

„Also, so wie die Polizei das gesagt hat, reist niemand über Schweden und Russland aus, nicht einmal mit der Erlaubnis des Führers.“

„Ach? Sie wissen doch alles, was ist da los?“, fragte ihn der Gesandte.

Enrique nahm den Tonfall einer Person an, die über alles informiert ist und antwortete:

„Etwas Schlimmes, obwohl ich nicht genau weiß, was. Ich glaube, dass ein Krieg mit Russland nicht mehr lange auf sich warten lässt.“

Und dann sagte er sehr ernst:

„In sechs Wochen werden die Russen beseitigt sein.“

### // Sonntag, 23. März 1941

Die Ausreiseerlaubnis ist nicht zu erwirken und ich weiß nicht, was ich tun soll. Despradel hat mir eine Flucht über die Schweiz vorgeschlagen. Er würde mich im Auto verstecken, da das nicht durchsucht wird. Ich habe seinen Vorschlag angenommen.

Wir haben den venezolanischen Gesandten verabschiedet, der nach Spanien reist und binnen einer Woche wieder zurück sein wird.

Heute gab es wieder Luftangriffe von Seiten der Royal Air Force. Sie haben sich einen guten Tag ausgesucht, denn morgen ist der erste Arbeitstag der Woche. Ich wurde in der dominikanischen Deutschlandtagebuch des Dr. Álvarez

Gesandtschaft überrascht. Um vier Uhr morgens bin ich durch verwaiste Straßen zur Pension zurückgekehrt. Das war unvorsichtig von mir, weil erst zwei Stunden später die Normalität wieder eingeläutet wurde.

### // Mittwoch, 26. März 1941

Heute Nachmittag soll zu Ehren des japanischen Gesandten Matsuoka in der Straße Unter den Linden ein Empfang gegeben werden, dessen Vorbereitung ich beiwohnte. Tausende Meter Stoff in den Farben der Nazis, Italiener und Japaner, Verbände der SS, die zu den Sitzen der Staatsmänner hin ausgerichtet stehen, tausende von Menschen mit kleinen Fahnen. Kurzum: eine große Mobilisierung für ein großes Spektakel. Es scheint, als ob sich die Stunde der Entscheidungen nähert. Im Radio wurde gesagt, dass laut amerikanischer Angaben Russland den Pakt der Dreierallianz unterzeichnen wird.

### // Donnerstag, 27. März 1941

In Berlin herrscht festlicher Trubel. Als ich in Richtung Unter den Linden ging, sah ich Matsuoka von viel Begleitung umringt vorbeifahren. General Oshima war bei ihm. Sie fuhren zur neuen Reichskanzlei, der Residenz des Führers. Ich ließ mich von der Menge mitreißen und gelangte bis zu den Straßen, die zur Reichskanzlei führen. Schwer erkämpfte ich mir einen Weg durch die Menge und postierte mich dreißig Meter von dem berühmten Balkon, auf dem sich Hitler zeigt, um die Ehrenbezeugung seiner Anhänger zu empfangen. Der weiträumige Platz gegenüber der Reichskanzlei war besetzt von den Verbänden der Sturmabteilung, die trotz der Eiseskälte hemdsärmelig waren. Ich bewunderte diese Jugendlichen, die, wegen des Führers oder ihretwegen, stillstehend der Kälte getrotzt haben.

Wir warteten annähernd drei Stunden darauf, dass Hitler und Matsuoka auf den Balkon herausträten, was von Zeit zu Zeit angekündigt wurde. Unterdessen beglückten uns die Verbände der Sturmabteilung mit Liedern und einige Motorradfahrer der SS verteilten kleine Fahnen mit Hakenkreuz und aufgehender Sonne an uns. Sie gaben auch mir welche und ich schwenkte eine in jeder Hand.

Nach dem Kriegsgeschrei zu urteilen, mit dem auf die Schreie der Offiziersanwärter geantwortet wurde, mussten die, die um mich herumstanden, zu den fanatischsten Anhängern der Partei gehören. Da ich nicht wusste, worum es ging, schwieg ich, aber als meine Nachbarn begannen, mich mit fragender Miene anzusehen, riss ich die beiden Fahnen schwungvoll in die Höhe und begann auch zu schreien. Da ich eine ziemlich kräftige Stimme habe, sahen sie mich mit Wohlgefallen an, als würden sie mir sagen, dass ich auch würdig war, dort zu stehen.

Schließlich traten der Führer und Matsuoka in Begleitung von Göring und Oshima auf den Balkon hinaus. In zweiter Reihe sah man auch von Ribbentrops Kopf. Selten habe ich etwas als so komisch empfunden. Ein amerikanischer Diplomat sagte, dass dies die Unterhaltung eines *asiatischen Affen* mit einem *bukowinischen Giganten* sei. Der Gegensatz zwischen diesem kleinen, hässlichen Japaner und diesen abgehärteten Deutschen um ihn herum war so aufsehenerregend, dass es mehr den

Anschein machte, als würden sie den Japaner dort auf dem Balkon opfern, als dass sie den Rassismus auf Grund tierischer Selektion bejubelten.

Mir, der ich Hitler noch nie gesehen hatte, ist die rötliche Farbe seiner Haare und seines Gesichts aufgefallen, die im Gegensatz zu dem Bild stand, das ich mir ausgehend von Fotografien und dem Kino von ihm gemacht hatte.

Kurz nachdem das Volk ihm die Ehre erwiesen hatte, kam Matsuoka aus der Reichskanzlei. Später kam von Ribbentrop heraus, dessen leicht verhärmttes Gesicht Sorge verriet.

Worüber haben sie verhandelt? Gestern war man noch sicher, dass die Konferenz keinen Erfolg haben werde. Hitler sucht die Unterstützung Japans, aber Japan möchte sich nicht verpflichten. Was wird sich aus all dem ergeben? Ich ziehe aus dem Ganzen den Schluss, dass in diesem Krieg niemand neutral bleiben wird. Mit der Freiheit oder gegen sie.

### // Samstag, 29. März 1941

Das kleine Restaurant, in dem ich esse, wenn ich alleine bin, ist gemütlich und unauffällig. Aber am Samstagabend ist mehr Zulauf zu verzeichnen. Dann wird in einem der oberen Stockwerke Musik gespielt und getanzt. Dieses kleine, volle Restaurant, voller sich liebender Paare, ist ein guter Ort, um Leute zu beobachten. Von neunzehn Uhr dreißig bis zweiundzwanzig Uhr dreißig lese ich Zeitungen auf Deutsch, die ich kaum verstehe, und sehe dieser Jugend zu, die voller Lebensdrang ist und den Anschein von Normalität wahr. Man raucht und trinkt reichlich, aber es ist alles Ersatz. Der Tabak, wenn man welchen finden kann, ist alles andere als Tabak, aber diese Leute rauchen ihn trotzdem, wie sie auch *Cocktails* trinken, die keine sind, einen aber weltgewandt aussehen lassen. Was es immer gibt, ist Bier, wenngleich seine Qualität stark nachgelassen hat.

Heute gab es für uns Gäste des kleinen Restaurants eine Überraschung. Plötzlich kam eine wunderschöne Geldeintreiberin der Winterhilfe herein, die uns alle zwang, still zu sein. Als würden ihr einige Zähne fehlen, verschluckte sie beim Sprechen einige Silben, betonte aber ihre ersten Worte so energisch, dass wir alle schwiegen. Sie hielt eine ungestüme Rede gegen all diejenigen, die ihre Zeit und ihr Geld in solchen Einrichtungen verschwenden, anstatt die Winterhilfe zu unterstützen. Sie beendete ihre langweilige Rede mit drei durchdringenden *Heil Hitler*, die wir alle erwidern mussten und ging dann von Tisch zu Tisch, damit wir ihr eine *freiwillige* Spende gäben. Niemand kam der Aufforderung nicht nach. Eine Weile hat mich der Gedanke amüsiert, wie tief eine Nation sinken kann, wenn alle seine Bürger sich für Hitler oder zumindest die Verkörperung seines Geistes halten.

### // Montag, 31. März 1941

Ich lief drei Stunden durch die Arbeiterviertel. Mürrische und trübsinnige Gesichter wie überall in Berlin. Mehrmals schon hat man mir gesagt, dass man im Arbeitermilieu einen starken Widerstand gegen das Regime beobachten könne, obwohl mir scheint, dass dieses Volk, das wie alle ein gutes Volk ist, leicht zu führen ist. Hitler wusste zwei grundlegende Ideen zu vereinigen: das Bedürfnis, den Nationalstolz einzufordern und die Einführung des Sozialismus im Namen des deutschen Volkes. Den Nationalsozialismus als bürgerliche Staatsform zu bezeichnen, kann nur eine Propaganda, die Deutschlandtagebuch des Dr. Álvarez

die Realität verkennt. Aus diesem Grund genießt Hitler eine enorme Popularität und noch heute stehen 50 Prozent des Volkes hinter ihm. Das ist das Schwerwiegende des Problems, denn jede fehlgeleitete Propaganda ist unfruchtbar, wenn sie an ein Volk gerichtet wird, welches sich Lehren angeschlossen hat, die die Menschenwürde und die Rechte der anderen Völker verleugnen, und diese Lehren aufgrund eines geistigen Deformierungsprozesses als eine natürliche Sache zulassen. Hundert Jahre der antisozialen Philosophie und Lehre zerstört man nicht mit Reden oder Versprechen. Es bedarf sichtbarer und spürbarer Wirklichkeiten. Deshalb wird dem deutschen Volk an dem Tag die Stunde seiner Erlösung geschlagen haben, an dem eine größere Macht als die seine Berlin erreichen wird, die mit ihren Bajonetten ankündigt, dass die Befürworter der Freiheit zahlreicher und mächtiger sind als jene, die sie verleugnen. Es ist traurig, sich dies einzugestehen, aber derzeit versteht das deutsche Volk keine andere Sprache als die der Kugeln und Kanonen.

### // Mittwoch, 2. April 1941

Heute wurde ich mit sehr großer Genugtuung erfüllt. Meine Freunde in Amerika haben den Brief erhalten, den ich ihnen über den Kanzler der Vereinigten Staaten geschickt habe und teilen mir mit, dass sie meine Anweisungen befolgen werden. Welch einen Schreck haben meine Freunde, die meinen Aufenthaltsort nicht kannten, bekommen, als sie meinen Brief öffneten und lasen: „Wenngleich es euch überraschen wird, schreibe ich euch aus Berlin.“

### // Donnerstag, 3. April 1941

Heute ist mir etwas Lustiges passiert. Ich ging zu einem Ohrenarzt, den mir der dominikanische Gesandte empfohlen hat, nach Hause, damit mir dieser Arzt einen kleinen Pfropf entferne. Nachdem er diese kleine Operation durchgeführt hatte, machte er noch Tests, um zu überprüfen, ob meine Taubheit verschwunden war.

„Sagen Sie mit mir *Bar-ce-lo-na*“, befahl er mir.

Ich wiederholte *Bar-ce-lo-na* mit viel Misstrauen.

„Sagen Sie jetzt *Bil-ba-o*“, sagte er dann.

Bei der Nennung dieses für mich so erinnerungsreichen Namens fuhr ich auf meinem Stuhl zusammen und wiederholte ihn mit Mühe und Not.

„Was haben Sie denn?“, fragte er mich verwundert.

„Nichts Doktor, nur eine kleine Zuckung.“

Ich hatte den Eindruck, dass ich durch meine Brille die Gestapo sehen würde, die mich zum Besten hielt. Als ich das Doktor Despradel erzählte, lachte er über den Zufall und sagte dann:

„Sie sind ja besserer Laune als wir.“

„Was ist denn bei Ihnen los?“

„Alle amerikanischen Gesandten verfassen wie verrückt Schreiben, die wir dem Außenminister übergeben müssen. Wir protestieren damit gegen die Sabotage, die die deutschen Seeleute mit ihren in unseren Häfen vor Anker liegenden Schiffen anrichten.“

„Und deshalb sind Sie wütend?“

Deutschlandtagebuch des Dr. Álvarez

© Iñaki Goigana (Sabino Arana Fundazioa)

© Deutsche Übersetzung: Dr. Christine Paasch-Kaiser

„Deshalb und weil man so langsam mit einem Bein im Konzentrationslager steht.“

### // Freitag, 4. April 1941

Heute Nachmittag habe ich mit dem Gesandten eine Spazierfahrt mit dem Auto gemacht, danach haben wir seine Tochter von der Schule abgeholt. Wir unterhielten uns vor der Schule im Auto, als ein Herr seine Hand durchs Fenster streckte, überschwänglich die Hand des Gesandten schüttelte und sagte:

„Mein lieber Herr Gesandter ... Aber wo treiben Sie sich herum, wir bekommen Sie ja gar nicht mehr zu Gesicht.“

Man konnte dem Gesicht des Gesandten den Schrecken ablesen, den ihm diese unvorhergesehene Begegnung einjagte, während er dem Herrn antwortete:

„Na, was werde ich wohl tun, mein lieber Konsul? Arbeiten, arbeiten und nochmal arbeiten ... Aber erlauben Sie mir, dass ich Ihnen jemanden vorstelle... Das ist Doktor Álvarez, ein guter Freund von mir aus Panama, und das ist Herr Navarro, der spanische Konsul von Berlin. Er ist eine angesehene Persönlichkeit, lieber Álvarez ....“

„Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Herr Konsul“, sagte ich zu ihm und streckte ihm meine Hand entgegen.

„Sind Sie auf der Durchreise, Doktor?“

„Ja, auf der Durchreise.“

„Und werden Sie bald nach Amerika zurückkehren?“

„Sobald wie möglich, Herr Konsul.“

Der Gesandte griff schnell ein und fragte den Konsul nach seiner kürzlich beendeten Spanienreise. Der Konsul hat seine Kinder von dort mitgebracht, „weil es in Spanien sehr schlecht um Lebensmittel bestellt ist“, sagte er.

Glücklicherweise kamen die Töchter der beiden aus der Schule und wir verabschiedeten uns vom Konsul.

„Gehen Sie. Gehen Sie sobald wie möglich“, sagte der Gesandte zu mir, „denn ich habe wahnsinnige Lust diesen Leuten zu sagen, wer Sie sind, und ihnen damit einen Schreck einzujagen. Außerdem bekomme ich Lachanfalle, die ich einfach nicht unterdrücken kann.“

### // Donnerstag, 10. April 1941

Ich bin heute Morgen zur Messe gegangen, weil heute Gründonnerstag ist. Einmal mehr konnte ich mich davon überzeugen, wie stark der katholische Gottesdienst hier ausgehöhlt worden ist.

Nachmittags schlug mir der Gesandte vor, dass wir uns gemeinsam die Schäden durch die Bombardierungen in der vergangenen Nacht ansehen könnten. Wir gelangten bis in die Nähe des Operntheaters bei der alten Reichskanzlei. Das ganze Gebiet war von der Polizei abgesperrt. Der Gesandte zeigte seinen Diplomatenpass und ich weiß ehrlich gesagt nicht, warum ihn der gute Soldat durchließ.

„Und dieser Mann?“

Deutschlandtagebuch des Dr. Álvarez

© Iñaki Goigana (Sabino Arana Fundazioa)

© Deutsche Übersetzung: Dr. Christine Paasch-Kaiser



„Das ist mein Sekretär.“

„In Ordnung.“

Wir durchquerten die verbotene Zone in Richtung Unter den Linden, wo nur einige wenige Menschen zu sehen waren, sicherlich mit der Überwachung der beschädigten Gebäude beauftragt.

Dieses Mal hat die Royal Air Force ihr Ziel getroffen. Dort, wo ich einige Abende zuvor *La Traviata* gesehen hatte, waren nur noch die Mauern übrig. Es müssen Brandbomben gewesen sein, die das gesamte Innere des Theaters vernichtet haben, die Mauern hingegen waren unbeschädigt geblieben. Der dichte Qualm, der noch immer aus dem oberen Teil der Universitätsbibliothek drang, nach dem man das Feuer bereits gelöscht hatte, bestätigte meinen Eindruck. Die Bombe hingegen, die die Commerzbank vollständig zerstört hatte, muss von großem Kaliber gewesen und gezielt abgeworfen worden sein.

Die Bombardierung dauerte zweieinhalb Stunden und hinterließ einen viel tieferen Eindruck als die vorherigen, weil nicht nur die Außenbezirke, sondern auch das Zentrum der Hauptstadt getroffen wurden.

#### // Karfreitag, 11. April 1941

Als ich heute Morgen das Kirchenlied *Agios o Theos* hörte, habe ich an mein Volk gedacht, dass auch unter seiner Hingabe zu leiden hat und seine Augen zu Gott erhebt und fragt: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“

#### // Ostersonntag, 13. April 1941

Wir Basken feiern heute *Aberri Eguna*, den Tag des Vaterlands. Trotz der Verfolgung, unter der unser Volk leidet, wird dieser Tag von einigen in den Gefängnissen, von anderen in den Konzentrationslagern und im Exil gefeiert worden sein. Viele werden an mich gedacht haben, wie ich an sie denke. Nur wenige werden sich vorstellen können, dass ich diesen Feiertag der Hoffnung vollkommen alleine verbringen muss, fernab von meinen Lieben und geächtet. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass der wahre Tag des Vaterlands für alle Basken kommt. Denn dafür leiden wir.

#### // Donnerstag, 17. April 1941

Gestern kam der Gesandte Venezuelas aus Madrid zurück und heute ist der Gesandte Panamas aus der Schweiz nach Berlin zurückgekehrt.

Wie Nachrichten aus Amerika bestätigen, sind die Sowjets in den Dreistaatenpakt eingetreten. Indessen bleiben die russische und die schwedische Grenze geschlossen! Wer soll das verstehen? Werden das die letzten *Einladungen* Deutschlands an Russland sein, höflich formuliert, aber mit Panzerdivisionen an der Grenze?

Heute ist Berlin erneut bombardiert worden. Der Angriff war nicht so heftig.

## // Freitag, 18. April 1941

Ein angesehener Professor für Internationales Recht hat dem dominikanischen Gesandten heute einen Besuch abgestattet. Er machte einen äußerst bedrückten Eindruck.

„Mir, der ich der Lehrer von Ribbentrops war“, sagte er zu ihm mit großer Traurigkeit, „mir, der ich verschiedene Generationen von deutschen Diplomaten die Normen gelehrt habe, auf denen die Beziehungen zwischen den Völkern basieren sollen, mir, der ich nicht weniger als mein ganzes Leben dem Studium gewidmet habe, mir wurde nun mein Lehrstuhl entzogen!“

Der Gesandte und ich hörten dem Professor, der einen verletzten Eindruck machte und unser Mitleid erregte, schweigend und mit viel Respekt zu.

„Sie haben sich nicht getraut, mich wie die anderen hinauszuerwerfen“, fuhr er fort. „Sie zahlen mir ein Ruhestandsgeld von 750 Reichsmark monatlich, damit man nicht sagen wird, sie hätten mich ins Elend getrieben. Und alles nur, weil einer von denen, die mich zu dem machten, was ich heute bin, Jude war. Geben Sie mir bald das Visum, Herr Gesandter, denn ich möchte so schnell wie möglich von hier weg.“

„Sie wissen doch schon, dass es von meiner Seite aus keine Einwände gibt“, antwortete ihm Doktor Despradel. „Haben Sie denn schon die Ausreisegenehmigung aus Deutschland?“

„Glauben Sie, dass man mir die verweigern wird, nachdem man mich meines Lehrstuhls enthoben hat?“

Der Professor konnte nicht weitersprechen. Am Ende sagte er:

„Ich muss irgendwie von hier weg. Ich kann diese Entehrung nicht ertragen.“

## // Samstag, 19. April 1941

Manchmal wohnt ein deutscher Doktor des Rechts, der in der Nachbarschaft lebt, der Abendgesellschaft in der Gesandtschaft bei. Als er heute kam, war er sehr besorgt.

„Ich fürchte, dass mich der Portier denunziert hat, Herr Gesandter.“

„Aber warum?“

„Heute konnte ich seiner Zügellosigkeit nicht widerstehen und war sehr hart zu ihm.“

„Und womit sollte er Sie denunzieren?“

„Ach, irgendwas ... Abneigung gegenüber dem Regime ... ich weiß nicht, irgendetwas, das ihm einfällt.“

„Haben Sie das gehört?“, wandte sich der Gesandte an mich. „Der Portier dieses Hauses und dasselbe passiert auch in den anderen Häusern. Sie haben den Auftrag, das Widerlichste auszuspionieren. Da er weiß, dass ich Diplomat bin, bewahrt er mir gegenüber eine fast schon unterwürfige Achtung, aber dem Rest der Nachbarn gegenüber zeigt er empörenden Despotismus. Sie kennen bereits einige ältere Damen, die in einem der unteren Stockwerke wohnen. Nun, neulich hat er sie unhöflich behandelt und ich sah mich fast an dem Punkt, eine Unbedachtheit zu begehen.“

„Es ist schrecklich, so leben zu müssen“, sagte der Doktor. „Sie geben irgendwem Macht und alle zittern davor, dass sie uns, um die Lorbeeren zu ernten, dann, wenn wir es am wenigsten erwarten, denunzieren. Wie gut leben Sie in Amerika!“, endete er an mich gerichtet.

Nachdem er gegangen war, konnte der Gesandte seine Empörung nicht länger zurückhalten. „Dieses organisierte Denunzieren ist wirklich widerlich. Hier der Portier, dort ein Angestellter und da sogar das Kind einer Familie. Es ist ein gesundes Volk, das das Regime in ein schäbiges und elendes Volk verwandelt. Sie haben aus dem Denunzieren eine nationale Tugend gemacht und Sie können mir glauben: Wenn eine Bedienstete ein Haus verlässt, verliert diejenige, die bleibt, keine Zeit, um alles Mögliche, das gegen die spricht, die weggegangen ist, vorzubringen.“

## // Sonntag, 20. April 1941

Heute ist Hitlers Geburtstag und auch der meiner Tochter Aintzane. Sie wird bereits sechs Jahre alt. Ich spazierte traurig zwischen Stoffbehängen und Fahnen umher. Alles ist reglementiert und kalt. Meine Gedanken flogen zu meinen Kindern und ich stellte mir vor, wie ich meinen Kindern wie in glücklicheren Zeiten unsere so einfachen und voller Lehren steckenden Geschichten, die wir auf Baskisch *ipuñak* nennen, erzähle.

Der heutigen Abendgesellschaft wohnten die Gesandten von Panama und Guatemala bei. Letzterem wurde ich mit meinem angeblichen Namen vorgestellt. Unter anderem sprachen wir über die Schwierigkeiten, die es mit der Kommunikation gibt und der Gesandte von Panama sagte:

„Wir Diplomaten haben die gleichen Schwierigkeiten. Wir können nicht einmal am Telefon mit unseren Konsuln in den besetzten Gebieten sprechen, und die Telegramme, die wir nach Amerika schicken, gehen durch die Zensur wie alle anderen auch. Nun haben wir keine diplomatischen Privilegien mehr.“

„Klar“, unterbrach ihn Despradel, „Hauptsache, sie schlagen uns gegenüber einen freundlichen Ton an, liefern uns reichlich Lebensmittel und lassen uns durch.“

„Entschuldigen Sie, wenn ich mich zu diesem Fall äußere und nehmen Sie es mir nicht übel“, sagte ich. „Ich denke, dass Sie selbst schuld an dem Ganzen sind, was passiert. Es hat mich immer erstaunt, dass Sie allen Einschnitten von deutscher Seite zustimmen, obwohl Sie Repräsentanten neutraler Ländern sind.“

„Und was sollen wir Ihrer Ansicht nach tun?“

„Nun, etwas ganz Einfaches. Fürs Erste alle amerikanischen Gesandten zusammenholen und energisch Beschwerde einlegen. Und wenn sie nicht gehört wird, damit drohen, dass den deutschen Diplomaten, die sich in Amerika befinden, die gleichen Maßnahmen auferlegt werden.“

„Sie haben absolut Recht, aber ich bezweifle, dass wir uns darauf verständigen könnten. Wir sind eben so.“

„Wir sind unverbesserlich. Wie viele Gelegenheiten, in denen wir Erfolg hätten haben können, haben wir verstreichen lassen, weil wir uns nicht verständigen konnten! Wir sehen nur, dass jeder einzelne von uns klein ist, ohne uns darüber im Klaren zu sein, dass hinter jedem von uns Amerika mit all seiner geistlichen Größe und seiner enormen Macht steht.“

„Das meinte ich. Sie wissen, diese so wichtige Waffe, die Sie in Händen halten, nicht zu nutzen. Und Sie sollten sie von jetzt an verwenden, denn ich sehe für Sie in der Zukunft eine ausschlaggebende Rolle vorher. Aber alle zusammen, weil jeder für sich allein geschlagen werden wird. Europa ist dafür ein Beispiel.“

## // Montag, 21. April 1941

Heute wohnte ein rumänisches Ehepaar, das dank der guten Dienste von Doktor Despradel aus seiner Heimat ausreisen konnte, der Abendgesellschaft bei. Er ist Diplomat. Sie ist die Tochter eines bedeutenden deutschen Industriellen in Holland, wo dieser einer der Anführer der fünften Kolonne war, die erfolgreich in diesem Gebiet operiert hat. Trotzdem ist dieser Industrielle mit einer jüdischen Dame aus einer altherwürdigen deutschen Familie, deren Güte Doktor Despradel bei ihrer Beschreibung besonders rühmt, verheiratet. Wer nicht in Rumänien bleiben kann, ist die Tochter des Industriellen, denn ihr Vater, der Nazi, gab ihr eine jüdische Mutter.

Ich wohnte einem sehr bedeutungsvollen Moment bei. Die Frau des Diplomaten bat Doktor Despradel, dass er ihr gestatte, in Holland anzurufen, um sich von ihrer Mutter und ihren Schwestern zu verabschieden. Den Namen ihres Vaters, mit dem sie zerstritten war, nannte sie nicht. Der Gesandte antwortete ihr, dass er ihren Wünschen gerne nachkommen würde, dass es aber unmöglich sei, in Holland anzurufen, da es verboten sei. Die Dame, die einen intelligenten Eindruck machte, lächelte und insistierte. Sie sagte zum Gesandten:

„Erlauben Sie mir, dass ich es versuche?“

„Sehr gerne.“

Die Dame kehrte zurück und sagte:

„Sie haben Recht, Anrufe sind nicht erlaubt, aber ich habe den Namen meines Vaters benutzt, zu irgendwas muss er ja gut sein.“

Viel Zeit war nicht vergangen, bis die Telefonzentrale mitteilte, dass die Leitung nun hergestellt sei. Wenig später sprach die Frau des Diplomaten mit ihrer Mutter und ihren Schwestern. Sie verabschiedete sich von ihnen, weil sie nach Amerika emigrieren musste.

Der Gesandte und ich waren überrascht und sagten zu dem Rumänen, dass wir heute in Zeiten lebten, die moralisch so verdreht seien, dass der Triumph, Einfluss und sogar das Telefon denjenigen gehören, die bereit seien, gegebene Worte und Treuepflichten zu brechen.

Natürlich sprachen wir über die gegenwärtige Lage in Rumänien. Der rumänische Diplomat, der in der rumänischen Botschaft in Paris verweilte, fuhr in sein Land, als die Mobilisierung vor dem deutsch-russischen Angriff dekretiert wurde. Zwar gliederte er sich in sein Regiment ein, aber sie rückten nicht einmal zum Feldangriff aus. Die Staatsstriche, die neue politische Form des Landes und die sich daraus ergebende Demütigung des rumänischen Volkes zwangen ihn, sich betrübt in sein Haus zurückzuziehen. Wir fragten ihn nach der gegenwärtigen Lage Rumäniens.

„Eine Situation großer Unruhe. Wer kann schon mit alldem, was passiert, einverstanden sein? Wir leben inmitten eines Bürgerkriegs. Sie haben sicher gelesen, was über die von der Eisenwache von Codreanu begangenen Ermordungen gesagt wurde. Heute hat man diesen Exzessen Einhalt geboten, weil dies im Interesse der Nazis ist und weil die Eisenwache ihnen wiederum kein Vertrauen schenkt. Aber ich bin sicher, dass wir uns in schwierigen Zeiten befinden und uns neue, blutrünstige Feldzüge bevorstehen. Sie haben uns entzweit und zerstört. Glauben Sie, dass die Rumänen unter diesen Bedingungen noch für irgendetwas Kraft aufbringen können?“

„Und wie ist die Situation in Rumänien, seit die deutschen Truppen gekommen sind?“

„Rumänien war ein Land, in dem man sehr bequem leben konnte, so bequem, dass ich bezweifle, dass es in Europa ein anderes Land gibt, in dem man so einfach leben kann. Heute kostet alles zwei oder dreimal so viel wie vorher und das ist erst der Anfang. Ich sehe Verderben und Hunger auf uns zukommen.“

„Es ist seltsam, wie die Geschichte sich wiederholt. In ökonomischer Hinsicht stehen wir vor einem Phänomen, das der Ära Napoleons ähnelt. Ich denke an die Schriften Chateaubriands von 1814, in denen er ankündigte, dass der Koloss bald wegen der sich ständig vermehrenden Übel, die er brachte, fallen würde. Ein Volk, in das Napoleon einfiel, war ein ruiniertes Volk. Im Gegensatz dazu florierte der Handel im Rest der Welt prächtig. Jetzt geschieht etwas Ähnliches.“

„Aber die gegenwärtige Wirklichkeit ist noch schrecklicher“, warf der Rumäne ein, „weil mit den heutigen Transportmitteln und den schnellen Einsätzen, die sie heuchlerisch ‚Rückgewinnung‘ nennen, gerade einmal ein paar Monate ausreichen, um das reichste Volk auszuradieren.“

„Ich erinnere mich an den Durchmarsch durch Belgien, bei dem man mir versicherte, dass es Lebensmittelvorräte gebe, die, im Kriegsfall, für vier Jahre reichen würden, und in nur zwei Monaten waren sie erschöpft.“

„Können Sie sich vorstellen, dass Rumänien, eine der Kornkammern Europas, bereits angefangen hat, am Brot zu sparen?“

„Das ist schrecklich“, antwortete der Gesandte. „Diesem ganzen Blendwerk muss man eine Falle stellen. Man betrügt mittels Propaganda, man täuscht nach außen ein gutes Erscheinungsbild vor, aber am Ende wird die Katastrophe unausweichlich sein.“

Das rumänische Ehepaar geht nach Santo Domingo, um dort, fernab des überfallenen und verarmten Heimatlands, sein Leben neu aufzubauen. Der Gesandte betrachtete sie voll Mitgefühl, ich hingegen voll Neid, weil sie bereits alle notwendigen Visa und Genehmigungen beisammen haben.

## // Dienstag, 22. April 1941

Zur Abendgesellschaft des dominikanischen Gesandten kommen für gewöhnlich junge südamerikanische Doktoren der Medizin, die sich hier spezialisieren. Für gewöhnlich sind diese jungen Leute, die in Deutschland studieren, von der Sache der Nazis begeistert. Ob aus Überzeugung, wegen des starken Eindrucks oder durch den Einfluss der klassischen Studienfreundin, die sich als Propagandistin entpuppt: Diese jungen Ärzte sind ganz gewiss Bewunderer des Hitlerismus. Allerdings sind sie eher von seinem kriegerischen und spektakulären Erscheinungsbild denn von seiner Doktrin angetan. Angesichts der Erfolge in Griechenland und Afrika sind sie stolz und geben sich mitunter auch provokativ. Jedes Mal, wenn sie den Raum betreten, in dem der Gesandte und ich uns über die Landkarten zu beugen pflegen, sagen sie zu uns:

„Beschäftigt Sie auch heute wieder das gleiche Thema? Hören Sie mit Landkarten und Fronten auf, denn all das wird Hitler in Kürze ausgelöscht haben.“

„Die Jugend sollte sich nicht zu sehr erregen und falsche Hoffnungen machen“, sagte ihnen der Gesandte mit seinem besonderen Witz.

„Aber das ist doch von niemandem mehr zu verhindern ist. Die deutsche Armee ist unschlagbar.“

„Hören Sie mir zu, denn ich werde Ihnen ein Geheimnis anvertrauen“, antwortete der Gesandte. „Ich bleibe in Berlin. Haben Sie mich verstanden? Weil ich den Aufmarsch der alliierten Truppen Unter den Linden nicht verpassen will. Und dass Ihre kleinen Freundinnen ja nicht zu viel protestieren, denn dann schicken wir ihnen ein Bataillon Schwarzer, um sie zu verschrecken.“

„Welch eine Vorstellung ... Hitlers Truppen werden durch die Straßen von London marschieren.“

„Nun, Sie sehen ja, ich habe die Zuversicht, dass ich den Alliiertenaufmarsch Unter den Linden sehen werde. Ich habe dafür sogar schon einen Stuhl vorbereitet, damit ich währenddessen nicht müde werde, denn er wird sehr lang sein, sehr lang.“

„Und Sie, Doktor Álvarez?. Sie sind so still. Was halten Sie vom Optimismus des Gesandten?“

„Nun, ich finde, Sie sollten sich die Landkarte ansehen und sich erst einmal darüber klar werden, wie groß die Welt ist. Und beachten Sie auch wie klein Deutschland im Vergleich zum Rest der Erdkugel ist, trotz aller Gebiete, die es sich einverleibt hat.“

„Aber es wird immer größer werden, denn dieses Mal gibt es niemanden, der Hitler aufhält.“

„Es ist möglich, dass das für einige Zeit zutrifft, für eine ziemlich lange Zeit, wenn Sie so wollen ... aber alles im Leben geht zu Ende. Noch ist nicht die ganze Menschheit in den Krieg gezogen, so dass man auch gut sagen kann, dass er noch gar nicht begonnen hat. Also überstürzen Sie nichts, denn wir werden noch außergewöhnliche Dinge erleben.“

„Álvarez hat recht“, unterbrach mich der Gesandte. „Wenn die Britischen Inseln verloren gehen, dann bleibt immer noch das Empire und dann Amerika. Das ist zu viel Fleisch für Hitler. Vorher krepitiert er an einer Verdauungsstörung.“

„Sie denken immer an Amerika. Das ist weit weg und außerdem glaube ich nicht, dass es in den Krieg einschreiten wird, wenn es sieht, dass England verloren hat. Sie wissen doch, dass sie jetzt bereits etwas über Suez hinausrücken. Was denken Sie darüber?“

„Ich lasse zu, dass Suez fällt. Hören Sie das?“, sagte ich zu dem jungen Mann. „Aber es bleibt Afrika. Und hören Sie gut zu, ich hoffe, dass ich die Amerikaner eines Tages in Afrika kämpfen sehen werde. Wenn es notwendig ist, wird sich eine breite afrikanische Front bilden, mit denen Hitlers Truppen beschäftigt sein werden. Denn Fronten werden nicht erfunden, die Umstände schaffen sie. Darin liegt die Gefahr für Hitler, denn je weiter seine Truppen vorrücken, desto mehr steigen deren Bedürfnisse und neue Fronten werden sich auftun, die er mit seinen Männern abdecken muss. Vergessen Sie nicht, dass Hitler ein unermessliches menschliches Material vor sich hat, das ausgerüstet und ausgestattet sein wird wie noch keine menschliche Kriegermeute zuvor. Der Prozess wird etwas kürzer oder etwas länger dauern, aber er ist unausweichlich, denn dieser Krieg ist ein Kampf der Zivilisationen, bei dem das Existenzrecht der Nationen auf dem Spiel steht. In diesem Krieg gibt es keine Neutralität und auch schlafen ist nicht möglich, denn die Kanonenschläge dröhnen zu sehr.“

In diesem Moment hat uns der *speaker* der spanischen Sendung von Radio Berlin mit folgenden Worten unterbrochen:

„Unsere Hörer wissen ja bereits von der Gründung eines Baskischen Nationalrats in London. Das ist ein weiteres Manöver Englands. Und gleichzeitig bietet man Franco heuchlerische Freundschaftsbeweise dar.“

Der Gesandte und ich sind in unseren Sesseln zusammengesackt und konnten unser Lachen nicht zurückhalten.

„Was ist das für ein Rat, der sich gebildet hat?“, fragte einer der Ärzte.

„Der Baskische Nationalrat“, antwortete der Gesandte.

„Baskisch?“

„Ja“, fuhr der Gesandte fort, „es handelt sich um einen Organismus, der die Basken repräsentiert, ein von Grund auf demokratisches Volk und eines der ältesten Europas, das von Franco heftig angegriffen wurde. Erinnern Sie sich an Gernika? Die Basken haben gekämpft und kämpfen noch immer für ihre Freiheit. Sie sind organisiert und die Engländer respektieren sie. Haben Sie während des Spanischen Bürgerkriegs nicht von Agirre gehört? Also, dieser Agirre ist ihr Präsident.“

Der Gesandte machte eine arglistige Geste in meine Richtung, als wollte er sagen: „Ich sage, was ich denke und mich belustigt, und Sie schweigen.“

Als die Ärzte gegangen waren, sagte ich zum Gesandten:

„Lachen Sie, so viel Sie wollen, denn ich sehe Sie gerne in dieser hervorragenden Laune, die Ihnen Gott gegeben hat. Aber Sie können sich nicht vorstellen, was ich empfunden habe, als ich im Radio gehört habe, dass meine Landsleute handeln. Sind Sie sich darüber im Klaren, was das für unser Volk bedeutet, allein schon die Tatsache in dieser Zeit zu leben, nachdem es so in die Welt versprengt wurde? Stellen Sie sich bloß meine Gefühle vor!“

### // Mittwoch, 23. April 1941

Heute habe ich etwas Schönes erlebt. Der Gesandte Venezuelas hat mir ein Originaltelegramm weitergeleitet, das er vom Außenamt seines Landes bekommen hat. Darin wird ihm angeordnet, ohne Aufschub die Ausreise der Witwe Guerra aus Brüssel über Berlin und Schweden zu bewerkstelligen. „Dieser Punkt wäre damit geklärt“, sagte Doktor Zerrega sehr froh angesichts des Interesses seines rangmäßigen Vorgesetzten.

### // Donnerstag, 24. April 1941

Heute wurde bei der Abendgesellschaft über die Unmoral der totalitären Regime im Allgemeinen und Deutschland im Besonderen gesprochen. Verschiedene Fälle wurden angeführt und einer der versammelten Diplomaten sagte mit Bezug auf eine bestimmte Persönlichkeit:

„Den habe ich fest im Griff, weil ich weiß, was er getan hat und was er tut. Ich glaube, dass er sich dank dieser Voraussicht den Luxus erlauben kann, in Ruhe das Ende des Kriegs abzuwarten, ... Wenn er mich sieht, weiß er schon, warum er sich zurückhalten muss.“

„Ich habe in Belgien“, sagte ich, „von einem sehr bedeutsamen Fall erfahren. Eines Tages hörte ich davon, dass ein Beamter eines südamerikanischen Konsulats für ein großes Geschäft mit Waren, deren Verkauf verboten war, da sie beschlagnahmt gewesen waren, inhaftiert worden war. Nach wenigen Tagen ging er auf die Straße und erzählte erstaunt, dass sie ihn, als er die Details seiner Betrügereien preisgab, fragten: ‚Sie haben sonst mit keiner weiteren Angelegenheiten dieser Art zu tun?‘ ‚Nein, mein Herr, mit keiner‘, antwortete der verängstigte Amerikaner. ‚Dann sind Sie frei‘, ergänzte der Polizist, ‚aber wenn sich Ihnen in Zukunft wieder eine solche Gelegenheit bieten sollte, informieren Sie uns und alles wird sich zum Vorteil aller regeln lassen.‘ Der Südamerikaner ging –

froh darüber, frei zu sein, was er sich nicht erhofft hatte, und erstaunt über einen Vorschlag dieser Art.“

„Nun Sie werden ja sehen, ob alles möglich ist, vor allem für einen Mann mit Ihren Mitteln“, sagte einer der Gäste an mich gewandt.

Ich lächelte, und dachte daran, wie liebenswert doch die Unschuld ist.

### // Samstag, 26. April 1941

Der Gesandte Venezuelas hat nachdrücklich Einspruch in der Wilhelmstraße erhoben. Er fordert die Durchreise der Witwe Guerra und ihrer Kinder durch Deutschland. Er befolgt damit die Befehle seines Außenministers und geht, wie er mir gesagt hat, so weit damit zu drohen, dass man umgekehrt gleichermaßen verfahren wird. Ironie des Schicksals. Ein nachdrückliches Schreiben und noch dazu an Nazideutschland gerichtet und schon wird die Durchreise meiner Frau gefordert...

### // Sonntag, 27. April 1941

Man teilt mir mit, dass der finnische Hafen in Petsamo die Schifffahrt wieder aufgenommen hat. Deshalb ist auch die schwedische Grenze geöffnet worden. Hat sich der Konflikt mit den Sowjets erledigt?

All diese Zweifel waren Gegenstand unserer Unterhaltung beim Mittagessen in der dominikanischen Gesandtschaft. Auch ein amerikanischer Diplomat und seine Frau, eine Deutsche, waren dabei. Es wurde über die wirtschaftliche und soziale Lage Deutschlands gesprochen.

„Um über diese Angelegenheit zu urteilen, sollten Sie meinen Schwiegervater hören“, sagte der amerikanische Diplomat. „Wenn es in seiner Hand läge, würde er Hitler erledigen.“

„Aber ich hatte Sie so verstanden, dass ihr Schwiegervater ein glühender Anhänger Hitlers war“, sagte der dominikanische Gesandte.

„Das war er und so glühend und begeistert, dass er sogar mich in vielen Punkten überzeugte und mich mit seinen Argumenten mitriss ... Aber jetzt ... Jetzt ist er ein unbeugsamer Gegner des Regimes.“

„Aber woher kam dieser Sinneswandel?“

„Sie wissen, Herr Gesandter, dass mein Schwiegervater ein wichtiger Industrieller ist. Angestachelt, wie so viele andere, von der antikommunistischen Propaganda und von einem Gefühl des Rassenstolzes hat er den Nationalsozialismus voller Begeisterung unterstützt. Jetzt behauptet er, dass das unvermeidliche wirtschaftliche Verderben Deutschlands auf der unheilvollen politischen Doktrin der Nationalsozialisten beruhe. Außerdem betrifft es ihn selbst ... Stellen Sie sich vor, dass er vor einigen Tagen zu uns gesagt hat, dass ihm außer seinem persönlichen Einkommen fast nichts geblieben ist. Zusätzlich zu Steuern, erzwungenen Spenden und anderen ähnlichen Pflichten nehmen sie ihm die knappen Erträge, die ihm zustehen, ab. Derart gibt es weder einen Anreiz noch eine Möglichkeit irgendetwas zu verbessern.“

„Aber darüber“, antwortete der Gesandte, „hätte er sich doch schon vorher im Klaren sein müssen, denn seine Begeisterung ist ja erst dann abgekühlt, als er die Auswirkungen einer Doktrin, die er sehr gern akzeptierte, selbst zu spüren bekam.“



„So ist es. Nach seinen Worten ist das die allgemeine Stimmung unter den Geschäftsleuten. Heute sind sie von einem Regime, das zu einer vollkommenen Verstaatlichung führt und in dem sie kein Recht auf Einspruch haben, desillusioniert.“

„Das ist der unangenehmste Teil dieser Doktrinen“, warf ich ein. „Die Verstaatlichung eines Unternehmens ist verständlich, wenn man damit ein gesellschaftliches Übel verhindern muss. Aber die fehlende Freiheit und der Fakt, dass man nicht gegen die Ungerechtigkeit protestieren kann, sind das Schlimmste, das kann man nur in einer in höchsten Maße verkommenen oder tyrannisierten Gesellschaft verstehen.“

„So etwas Ähnliches habe ich vor einigen Tagen von meinem Schwiegervater gehört, als er von den Arbeitnehmervertretern in den Unternehmen sprach. Er beschwerte sich nicht über ihr Einschreiten, denn damit tragen sie zur Harmonie zwischen den Arbeitern und dem Unternehmen bei. Aber es kommt vor, dass sie, anstatt die Vertreter eines wirtschaftlichen und sozialen Amtes zu sein, es als ein politisches Amt nutzen, im Namen der Partei, des Regimes oder was sie sonst als zweckmäßig ansehen, und ihr Ausschuss ist auf diese Weise der verlängerte Arm der Gestapo in den Fabriken ...“

„Das alles ist abscheulich“, sagte der Gesandte, „aber wie viele werden sich darüber erst sehr spät klar, wenn das Wasser ihnen bereits bis zum Halse steht, ohne auf die Idee zu kommen, dass es angebracht wäre, die Quelle, aus der das Wasser kommt, zuzuschütten?“

Wenig später erschien eine Dame, die Frau eines deutschen Industriellen, die gekommen war, um sich von der Frau des Gesandten zu verabschieden, die morgen in die Schweiz reisen wird. Wir setzten unsere Unterhaltung von vorher fort und nach einer Weile, nachdem die Frau aufmerksam zugehört hatte, erklärte sie:

„Was Sie sagen ist richtig. Das hat auch meinen Mann ganz besonders besorgt. Aber mir als Mutter sind andere Probleme wichtiger, nicht die wirtschaftlichen, weil man mit mehr oder weniger leben kann. Die Ausbildung unserer Kinder beispielsweise. Sie haben mich nach meinem Sohn gefragt ...“, sagte sie an die Frau des Gesandten gewandt, „nun es gibt auch heute eine Versammlung der Hitlerjugend und er wird erst spät in der Nacht zurückkehren ...“

„Aber wann erholen sich diese Kinder dann?“, fragte Doña Isabelita.

„Heute habe ich meinen Sohn gefragt: ‚Wann werden wir Dich einen ganzen Tag lang bei uns in der Familie haben?‘, und er hat mir geantwortet, ‚Wir haben die Aufgabe, treu zur Partei zu stehen und dorthin zu gehen, wohin sie uns ruft‘. ‚Gut‘, habe ich zu ihm gesagt, ‚aber denk’ auch daran, dass Du zu unserer Familie gehörst und falls eines Tages ...‘, ‚Wir gehören dem Staat‘, hat er mir geantwortet. ‚Dem Staat? ... Aber verdienen es Deine Eltern nicht auch, etwas von Euch zu haben oder bedeuten wir Euch nichts mehr?‘, ‚Sieh mal Mama‘, hat er geantwortet, ‚ihr seid aus einer anderen Zeit, ihr könnt uns nicht verstehen‘. Und dann ist er gegangen. ‚Dem Staat‘ ... ‚Ihr seid aus einer anderen Zeit‘ ... Glauben Sie mir, die Worte dieses 16-jährigen Jungen gehen mir nicht aus dem Kopf. Das ist wirklich ein schwerwiegenderes Problem als die Gewerbe, über die Sie sprachen ... Geld ... Kinder sind mehr wert ....“

Die deutsche Dame sprach mit tiefer Rührung darüber und eine Weile lang teilten wir alle still den Schmerz dieser Mutter ... eine andere Zeit.

## // Montag, 28. April 1941

Ich bin nach Hamburg zurückgekehrt, denn mein Konsul aus Antwerpen war mit Nachrichten von meiner Familie dort angekommen. Ich begleitete meinen Gesandten, der auch dorthin reisen musste. Der Konsul teilte mir mit, dass die wirtschaftliche Lage meiner Familie sehr schwierig sei. Sie haben weder Geld noch Mittel, welches zu bekommen. Sie gaben mir, so viel sie konnten, damit ich frei sein konnte. Auf seine erste Reise dorthin wird mein Konsul so viel wie möglich von den mir noch gebliebenen, aber durch meinen verlängerten Aufenthalt in Deutschland bereits geschwundenen Mitteln mitnehmen. Ich werde es schon irgendwie schaffen. Wie alle, die eine solche Situation wie ich durchleiden, ruht meine Hoffnung auf meinen Freunden in Amerika. Und als wäre das nicht schon genug, erklärte mir der Konsul, dass es praktisch unmöglich sei, für meine Frau und die Kinder eine Ausreisegenehmigung aus Belgien zu bekommen.

Als der Gesandte von Guardia diese traurige Nachricht vernahm, war er so erschüttert, dass er mir versprach, morgen mit mir in ein Reisebüro zu gehen, um uns Gewissheit darüber zu verschaffen, ob die schwedische Grenze geöffnet ist, und sofort die Ausreisegenehmigung zu beantragen, deren Bearbeitung seit einiger Zeit auf Eis liegt.

„Die Situation Ihrer Familie erschüttert mich und Ihre quält mich“, sagte der Gesandte. „Haben Sie denn kein Vermögen im Ausland?“

„Wie sollten wir dort welches haben, wenn doch alles, was wir besaßen, vom Regime des General Franco beschlagnahmt wurde?“

„Hat man Ihnen denn nichts gelassen?“

„Nichts, Herr Gesandter. Sogar meine arme Mutter wurde mit einer Geldstrafe von drei Millionen Peseten belegt, um keinen Centimo nicht zu beschlagnahmen.“

„Aber welcher Sache könnte man Ihre Mutter denn bezichtigen?“

„Nun, ganz einfach dafür, die Mutter ihres Sohnes, des Präsidenten Agirre, zu sein.“

„Das ist wirklich abscheulich.“

„So leben Millionen von Menschen in Europa, die über ein rechtmäßiges Vermögen verfügten und denen jetzt durch diese Methoden, die man nicht einmal bei Kriminellen anwendet, nur das Elend bleibt. Deshalb ist meine Ausreise auch so dringend, denn es ist nicht nur die Zeit, die verrinnt, sondern ich muss auch meiner Familie das Geld zurückgeben ...“

Trotz meiner Sorgen konnte ich beobachten, dass die englische Luftwaffe bei ihren Besuchen in den Straßen von Hamburgs Zentrum ihre Visitenkarte hinterlassen hat. Ihr Eingreifen wird spürbar.

## // Dienstag, 29. April 1941

Bei American Express informierte man uns darüber, dass die schwedische Grenze geöffnet und der es nun eine Linie gibt, dessen erstes Boot von Schweden nach New York Anfang Juni auslaufen werde. Ab dem 6. Mai, sagte man uns, könne man die Überfahrten bestellen, aber dafür müssen die Visa für die Vereinigten Staaten, Schweden und die deutsche Ausreiseerlaubnis in Ordnung sein. Das erste habe ich bereits, der Rest fehlt noch.

## // Mittwoch, 30. April 1941

Wieder bei der Polizei. Der Gesandte und der Konsul begleiteten mich. Ich kann mich über die Garde, die mich umgibt, wirklich nicht beschweren. Wir erreichten die Sektion 11 der Polizei in Berlin gegen zehn Uhr morgens. Der Gesandte legte meinen Fall dar. Er gab meinen Namen an und sagte, dass ich bereits vor zwei Monaten die Ausreisegenehmigung über Schweden beantragt habe, die aber, da die Grenze damals geschlossen war, nicht erteilt werden konnte. Da man uns nun mitgeteilt habe, dass die Grenze wieder offen sei, sei er gekommen, um das Gesuch zu erneuern.

„Durch Schweden ist es nicht möglich. Aber wenn Sie wollen, stellen wir Ihnen die Genehmigung aus, über Lissabon auszureisen, das ist die am häufigsten genutzte Route momentan.“

Sehr bestimmt wiederholte der Gesandte, dass die schwedische Grenze geöffnet worden sei. Der Polizist blieb dabei, dass diese Genehmigung nicht erteilt werden könne. Daraufhin bat der Gesandte ihn darum, dass er es überprüfen möge. Der Polizeichef ging. Wir blieben alleine in einem ziemlich dreckigen Raum zurück. Er kehrte lange nicht zurück. Wir begannen unruhig zu werden.

„Es wäre lustig, wenn sie uns jetzt im letzten Moment auf die Schliche kämen, wo wir auch noch alle drei hier sind. Das wäre gewiss der beste Weg, uns zum Narren zu halten“, sagte der Gesandte.

„Denken Sie nicht einmal daran“, erwiderte ihm Guardia. „Wenn Sie beharrlich die Genehmigung verlangen, werden sie sie uns geben.“

„Wir werden es ja jetzt sehen“, sagte ich ... „Gleich haben wir den endgültigen Beweis. Ich sehe keinen Grund, warum sie mich nach allem, was war, verdächtigen sollten.“

„Mir ist angst und bange“, erwiderte der Gesandte.

Ich werde diesen aufgrund der Gefühle, die uns gefangen nahmen, schwer zu beschreibenden Moment niemals vergessen. Der Polizeichef kehrte nicht zurück. Von dieser simplen Entscheidung hing meine Freiheit ab. Schließlich kehrte er doch zurück.

„Sie sagten, dass Sie der Gesandte von Panama sind?“

„Ja, mein Herr.“

Er bat um meinen Pass. Dann ging er wieder. Erneute Unruhe. Schließlich kam er mit dem Ausweis zurück und fragte, welche Frist ich benötigen würde, um Deutschland zu verlassen, da sie gesehen hätten, dass ich noch kein schwedisches Visum hätte. Zwei Wochen, antworteten wir.

„Aber die Genehmigung ist erteilt, oder?“, fragt der Gesandte.

„Ja, ist sie.“

Wir drei atmeten gleichzeitig auf. Endlich. Ich bezahlte acht Mark und man gab mir meinen Ausweis mit dem Ausreisestempel und der neuen Aufenthaltsgenehmigung für Deutschland bis zum 25. Mai zurück.

Auf der Straße drückte ich meinen Pass gegen die Brust und umarmte meine beiden guten Freunde mit einem Gefühl der Befreiung in meinem Herzen, das ich lange nicht mehr gespürt hatte. Die Dachkonstruktion dieses riesigen Konzentrationslagers schien in diesem Moment eingestürzt zu sein und ein kleines Loch, groß genug, dass ich durch es hindurch schlüpfen konnte, hatte sich geöffnet. Ich hatte sogar den Eindruck, dass die Luft, die ich atmete, anders war: Sie erreichte sauberer auch den letzten Winkel meiner Brust. Es war keine angestaute Luft, ich fing an, durch die Spalte in der Atmosphäre zu atmen, die alle freien Länder umgibt.

Heute haben sie wieder Berlin bombardiert. Unwichtig.

### // Sonntag, 4. Mai 1941

Wir gingen zum Schwedischen Konsulat, wo man uns darauf hinwies, dass man, um ein Visum zu bekommen, nachweisen muss, dass man die Überfahrten nach Amerika bereits erhalten hat. Dazu benötigt man einen an die zuständigen Behörden in Stockholm gerichteten Bescheid der schwedischen Firma. Ohne Geld, um die Überfahrten zu bezahlen, und ohne die Adresse meiner Freunde in Amerika zu kennen, entschieden wir uns, Doktor Despradel in der Schweiz anzurufen, um ihn zu bitten, dem Gesandten von Santo Domingo in Washington zu telegraphieren, damit er meine Freunde über die notwendige Bezahlung meiner Schiffspassagen unterrichte. Ich bat sie darum, dass sie diese bei der Nordisk Resebyra in Göteborg tätigen. Meine Freunde werden meine Angelegenheiten verstehen, weil ich ihnen in dem Brief, der ihnen mit der amerikanischen Diplomatenpost zugestellt wurde, bereits deutlich meine Situation, angebliche Namen usw. erklärt hatte. Aber bei all diesen Verzögerungen und Schwierigkeiten fürchte ich, dass die Überfahrten bereits ausverkauft sein werden.

### // Montag, 5. Mai 1941

Gestern fragte mich der Gesandte Panamas:

„Wollen Sie morgen zum Essen in die Gesandtschaft kommen?“

„Sehr gerne ... (Ich sah, dass der Gesandte lachte). Aber warum lachen Sie denn?“

„Weil ich noch einen Gast von bestimmtem Rang eingeladen habe. Es würde mir große Freude bereiten, ihn Ihnen direkt gegenüber zu sehen.“

„Wer ist es?“

„Herr Méndez ...“

„Aber Herr Gesandter, ist das Ihr Ernst?“

Herr Méndez ist ein spanischer Beamter, der viele Jahre lang der Vertraute verschiedener spanischer Botschafter war und dem diese ihre Diplomatenpost und andere heikle Aufgaben anvertrauten. Der Gesandte, der, seitdem er für mich die Ausreisegenehmigung erwirkt hat, jegliche Angst verloren hat, will sich mit seinem Freund einen Scherz erlauben. Allein der Gedanke daran lässt ihn sich kringeln vor Lachen.

Méndez ist ein begeisterter Anhänger Francos, in dessen Dienste er sich, wie so viele spanische Diplomaten, die einstige Versprechen und ihre Treue brachen, zu Beginn des Aufstands gestellt hatte.

„Also? Sind Sie dabei? Kommen Sie morgen zum Abendessen? Denken Sie, dass der Mann Sie erkennen kann, obwohl er sie noch nie gesehen hat?“

„Aber auf Fotografien vielleicht ...“

„So, wie Sie jetzt aussehen, kann man Sie nicht erkennen. Na kommen Sie schon ...“

„Ich freue mich über Ihren Mut, Herr Gesandter und werde Ihnen diesen Gefallen tun. Ich bin bereit, dies für Sie zu tun. Ich werde morgen um 19.30 Uhr hier sein.“

Und so bin ich heute um die angegebene Zeit in der Gesandtschaft erschienen. Wenig später trat Herr Méndez ein.

„Kommen Sie, mein lieber Méndez. Wie ich Ihnen heute früh gesagt habe, möchte ich Ihnen Doktor Álvarez vorstellen, der mit uns zu Abend essen wird.“

Wir gaben uns die Hand und begrüßten uns respektvoll. Nachdem wir uns eine Weile unterhalten hatten, gingen wir zu Tisch.

„Sie werden also bald abreisen?“, fragte mich Herr Méndez.

„Ja, mein Herr, ich habe bereits meine Ausreisegenehmigung aus Deutschland und warte derzeit noch auf das schwedische Visum, um abreisen zu können...“

„Das machen Sie gut ... Aber warum Schweden? Wie merkwürdig! Wieso reisen Sie nicht über Spanien?“

„Das würde ich gern, aber, sind es die verflixten Geschäfte, wie Sie vielleicht wissen, die mich meine Rute ändern lassen.“

„Wie schade! Denn dann würden Sie Spanien kennenlernen ...“

„Nein, Herr Méndez, ich kenne es schon, und zwar sehr gut ... Merkt man nicht, dass ich in Madrid, Barcelona und Sevilla gelebt habe ...?“

„Und auch in Zaragoza?“

„Ebenfalls.“

„Ich bin nämlich aus Zaragoza. Wie schön es dort ist, nicht wahr, wie schön!“ sagte Méndez.

„Zauberhaft“, erwiderte ich, „einfach unvergesslich.“

Der Gesandte konnte kaum noch das Lachen unterdrücken, dass die Zweideutigkeit meiner Worte in ihm auslöste, die in gewaltigem Gegensatz zur Gutgläubigkeit des spanischen Diplomaten stand. Ich sah seine Anstrengungen und dass er es genoss.

Der Gesandte schritt ein:

„Aber mit diesen Leuten von der Falange kann das Leben doch nicht angenehm sein?“

„Sie werden es nicht glauben“, versicherte ihm Méndez, „denn dort wird gemacht, was Franco sagt und Franco, das wissen Sie ja bereits, verdanken wir Frieden und Ruhe.“

„Wenn Sie nicht in Krieg verstrickt sind“, sagte der Gesandte.

Herr Méndez machte eine schnelle Geste der Bestürzung und antwortete:

„Das ist ja gerade der Knackpunkt. Denn, wenn es von uns abhinge ...“

„Aber in diesem Krieg der menschlich und unmenschlich Handelnden haben Sie bereits Ihren Platz ... Wie kann Spanien zwischen der autoritären Ordnung und der demokratischen Unordnung neutral bleiben? Und der Kommunismus? Dafür haben Sie doch die so brüderliche und so günstige Unterstützung durch die Achsenmächte“, sagte ich zu ihm.

Herr Méndez sah mich ein wenig argwöhnisch an. Seinem spanischen Hirn, das den Stock gutheißt, um eine bestimmte Art des Seins und des Denkens aufzuzwingen, die sie in Spanien Ordnung nennen, passten diese Aussagen nicht so gut. Brüderliche Hilfe? Antikommunismus? Diese mehrdeutigen Konzepte lösten so viel Argwohn bei ihm aus wie meine Alternative von der Wahl zwischen menschlich und unmenschlich Handelnden. Ich versuchte, ihn schnell zu beruhigen und sagte mit gesenkter Stimme zu ihm, wobei ich mich zu ihm lehnte:

„Herr Méndez, hören Sie nicht auf mich, bleiben Sie gesund und stark und hart mit den *Roten*! Das ist die einträglichste und einfachste aller Aufgaben.“

Méndez glaubte mir, dass ich auf seiner Seite stand. Er blickte mich voll Wohlwollen an und sagte stolz zu mir:

„Natürlich. Nach alldem, was wir wegen ihnen erlitten haben ...“

„So ist es. Sie haben Mitgefühl verdient ... jetzt hingegen ...“

Wir gingen in den Raum, in dem man uns den Kaffee servierte. Mein Gesandter hatte die ganze Zeit über ein Lächeln auf dem Gesicht, eine Mischung aus Ironie und Zufriedenheit. Alles lief wunderbar. Seine Neugierde schien allerdings noch nicht befriedigt. Er wollte etwas Konkreteres. Also sagte er zu Méndez:

„Mein lieber Méndez, wann werden Sie mit den vielen Erschießungen aufhören? Ich habe gerade in der Zeitung gelesen, dass noch vor einigen Tagen einige Personen erschossen worden sind.“

„Aber Herr Gesandter, wenn es doch Mörder, Diebe, unsägliche Leute im Allgemeinen sind.“

„Gut, nehmen wir das einmal an, aber wieso haben Sie dann Companys, den Präsidenten von Katalonien, erschossen?“

„Companys? Aber Herr Gesandter, wissen Sie denn überhaupt wer Companys war? Ein Verbrecher, ein Bandit, ein ...“

„Was immer Sie wollen, aber er wurde vom katalanischen Volk gewählt und ich glaube nicht, dass sie einen Verbrecher zum Präsidenten gemacht haben.“

„Sie haben bei den Wahlen betrogen, das war doch alles nur eine Lüge! Glauben Sie ihnen nichts. Wenn Sie nur wüssten!“

„Mir scheint jedoch“, sagte der Gesandte, „dass diese Erschießung eine unpolitische Tat war ... die Sie eines Tages möglicherweise teuer zu stehen kommt.“

„Sorgen Sie sich nicht darum, das ist alles vorbei. Das waren Schlitzohren.“

„Und sagen Sie mir, Méndez ... Was ist mit dem anderen passiert, dem baskischen Präsidenten?“, fragte der Gesandte sehr ernst, während ich still blieb und das Lachen unterdrückte, wobei ich darüber nachdachte, welche wohl die Antwort des gutgläubigen und gut informierten Herrn Méndez sein könnte.

„Wem? Agirre?“

„Ja, ich glaube, so hieß er.“

„Noch so ein Lump. Aber der war schlauer“

„Wieso?“

„Weil er rechtzeitig abgehauen ist.“

„Und wo ist er jetzt?“

„Genau weiß ich es nicht. Ich glaube, in Mexiko oder den Vereinigten Staaten, keine Ahnung, ... dorthin sind alle Unerwünschten geflohen. Agirre lebt übrigens prächtig, denke ich, mit alldem, was er gestohlen hat.“

„Was hat er denn gestohlen?“

„Was er gestohlen hat? Also, er hat nichts weniger als kistenweise Silber und Gold mitgenommen ... natürlich alles gestohlen.“

Der Gesandte konnte sich nicht länger zurückhalten und stand unvermittelt auf, weil er in Lachen auszubrechen drohte. Ich sah es sich auf seinen Lippen ankündigen. Er ging schnell ins Nebenzimmer.

„Was ist mit Ihnen los, Herr Gesandter?“

„Nichts, nichts, reden Sie ruhig weiter, ich komme gleich zurück“, sagte er und verbarg dabei sein Gesicht.

Also führte ich die Unterhaltung fort.

„Dann ist dieser Agirre also ein ausgemachter Lump, Herr Méndez?“

„Ja, guter Mann, aber Sie wissen nicht, was das für Leute sind.“

„Außerdem scheint es, dass sie ganze Wagenladungen voll Silber und Gold mitgenommen haben ...“

„Genau, Wagenladungen, Wagenladungen ... Sie wissen nicht, was das für Leute sind. Was wir ertragen mussten!“

„Ich verstehe Sie sehr gut Herr Méndez“, sagte ich ernst zu ihm.

Der Gesandte kehrte zurück. Er wollte diesen Akt zu Ende bringen, der im Rahmen dieser sehr geistreichen Komik die Auswirkungen einer skrupellosen und schändlichen Propaganda deutlich sichtbar machte ...

„Trinken Sie ein Glas von diesem guten spanischen Cognac ...“

„Guter Mann, Cognac aus meinem Land. Was haben wir in Spanien doch für gute Dinge, nicht wahr?“, sagte Méndez.

„Großartige“, antwortete ich ihm, „Sie sind großartige Menschen. Ich muss zugeben, dass ich, wenn ich Ihnen so zuhöre, selbst gern Spanier wäre ...“

Méndez sah mich erneut befriedigt an. Wir sind so gute Freunde geworden, dass er mich, nachdem wir die Gesandtschaft verlassen hatten, noch bis zur Tür meiner Pension begleitete. So wird er sich eines Tages daran erinnern, dass der, den er so höflich begleitet hat, ein Unerwünschter, ein Lump und ein Dieb war, der geflohen war und dabei Wagenladungen voll Silber und Gold mitgenommen hatte, dass dieser Mann gut gelaunt durch Berlin spazierte, während er darauf wartete, dass ihm seine Freunde aus Amerika das Geld schicken könnten, das er benötigte, um sich einzuschiffen und sein Leben zu retten.

„Auf Wiedersehen, Herr Méndez, es hat mich sehr gefreut Sie kennenzulernen.“

„Die Freude war ganz meinerseits. Ich werde mich irgendwann bei Ihnen melden, damit wir zusammen zu Mittag essen können.“

Und so habe ich mich, allein vor mich hin lachend, ins Bett gelegt.

## // Dienstag, 6. Mai 1941

Als ich mich mit meinen Freunden, den Diplomaten, zu unserem täglichen Spaziergang nach dem Essen traf, sah ich diese bereits schallend lachen daherkommen.

„Ich muss mich bei Ihnen beschweren, Álvarez, wie ich mich auch bei diesem schlechten Freund hier beschwert habe“, sagte der dominikanische Gesandte. „Dass Sie mich gestern nicht eingeladen haben., Ich glaube, wir hätten uns krumm und buckelig gelacht, wenn ich dabei gewesen wäre. Armer Méndez ... Welch ein Spaß ... Der Tag, an dem er sich dessen bewusst wird ...“

„Aber denken Sie bei allem Spaß nicht, dass es auch etwas Tragisches und Trauriges an sich hat, wie lustig und einfach es ist, Lügen über jemanden in die Welt zu setzen?“

„Ich versichere Ihnen, Méndez ist ein guter Mensch“, sagte der Gesandte Panamas.

„Das bezweifle ich nicht, es bestätigt vielmehr mein Urteil, weil er nichts weiter als ein unschuldiges Echo des Tenors in diplomatischen und offiziellen Kreisen ist, vergiftet durch die anstößigste und perverseste Propaganda, die man je gesehen hat. Erinnern Sie sich, wie sehr es Guardia berührte, als er den traurigen Bericht von meiner Familie vernahm? Nun, Sie sehen ja, man hält es für das Normalste auf der Welt, dass ich in Amerika bin und selbstverständlich habe ich Gold und Silber mitgenommen, geklaut ...“

„Sie haben ja Recht. Aber das war so lustig – das haben Sie ja selbst gesehen –, dass ich aufstehen musste.“

„Ja“, sagte der dominikanische Gesandte, „man hat nicht zu tolerierende Extreme erreicht. All das muss verschwinden ... muss weggespült werden.“

„Erinnern Sie sich noch an seine Meinung zu Companys?“

„Und ob ich mich daran erinnere.“

„Nur wenige Personen haben mit Companys so persönliche Situationen erlebt wie ich. In solch persönlichen Situationen zeigen Menschen, wie sie wirklich sind. Als wir also das katalanische Territorium verließen und die Grenze, verfolgt von Francos Truppen, überquerten, war dieser Mann in tiefer Trübsal versunken. Alles schien für ihn zu Ende zu sein. Ich redete ihm gut zu, und sagte ihm, dass Völker nicht sterben wie Menschen und dass die Stunde unseres Sieges kommen würde. ‚Das ist es nicht, Antonio‘ – so pflegte er mich zu nennen – ‚Meine Sorge gilt derzeit einzig und allein allen meinen Landsleuten, die ohne Schutz fliehen, und meinem kranken Sohn ...‘ Dann gestand er mir, dass all sein verfügbares Kapital, das er während seiner vielen Jahre im Amt des Präsidenten Kataloniens angespart hatte, 75.000 Francs waren ... das waren beim damaligen Wechselkurs nicht einmal 2000 Dollar ... ‚Dieses Geld ist nicht für mich‘, sagte er zu mir. ‚Ich hatte es ins Ausland geschafft, damit mein armer Sohn, der in einem Sanatorium in Belgien ist, geheilt würde ...‘ Companys weinte. Und er sagte zu mir: ‚Ich werde verhungern, wenn es sein muss, aber mein Sohn nicht, nein.‘ Ich war sehr beeindruckt. Ich nahm dieses Gefühl nach Paris mit und beim ersten Treffen der baskischen Regierung kamen wir überein, dass wir uns um den Präsidenten Kataloniens kümmern, in der ersten Zeit ... Emigriert seit 1937, hatten wir Basken unser Exil bereits organisiert und waren in Frankreich sehr angesehen. Jetzt werden Sie vielleicht verstehen, wie tapfer dieser Mann vor dem Exekutionskommando gestorben ist, barfuß, um mit den Füßen fest auf katalanischem Boden zu stehen. Und, um nichts auszulassen, für diejenigen, die vom Kreuzzug sprechen, starb er als guter Katholik, nachdem er die Sakramente empfangen hatte. Mich, der ich sehr gut über seine größten spirituellen Ängste Bescheid wusste, die er mir als Gläubigem und gutem Freund anvertraute, hat sein Tod, den Katalonien nie vergessen wird, nicht verwundet.“

„Was Sie da berichtet haben ist beeindruckend.“

„Das alles wird in der Zukunft große Nachwirkungen haben“, sagte einer der Gesandten. „Man kann nicht verleumden, man kann nicht wissend lügen. Man kann die Völker nicht betrügen und noch weniger kann man sie demütigen, in dem man diejenigen erschießt, die sie frei zum Oberhaupt entsprechend des Gesetzes gewählt haben.“



„Und noch weniger im Namen Spaniens, wie sie es getan haben. Das wird schwer zu vergessen sein.“

### // Mittwoch, 7. Mai 1941

Ein chilenischer Diplomat, den ich in Antwerpen kennengelernt habe, der aber meine wirkliche Identität nicht kennt, hat mich in meiner Pension besucht. Er ist ein sehr gebildeter Mann, mit dem ich interessante Gespräche führte. Er absolviert hier einige Geschichts- und Philosophiekurse, weil er aus dem Diplomatendienst ausscheiden und sich dem Dozieren widmen will. Wir haben über die *Freiheit* gesprochen, die die Professorenschaft in Deutschland genießt.

„Die deutschen Nazis sind sich nicht darüber im Klaren, dass sie dabei sind, die Gehirne der besten Denker zu vernichten“, sagte er zu mir. „Die Angst unter den Professoren ist so groß, dass ihre Erklärungen nach kurzer Zeit bereits schon nicht mehr interessant sind, da man alles Neue fürchtet. Das Programm erschöpft sich schnell. Die immer gleichen Konzepte werden wiederholt, es gibt keine Originalität. Es gab sie vielleicht am Anfang, als das Regime errichtet wurde, weil jede Ideologie – so merkwürdig und verachtenswert sie auch scheint – eine Philosophie inne hat. Aber inzwischen haben wir sie schon so häufig gehört, dass es lästig ist, das Falsche gewaltsam verteidigt zu sehen. Und dazu ist es ermüdend.“

„Vor einigen Tagen hörte ich eine Frau“, antwortete ich ihm, „auf die gleiche Art und Weise von der Müdigkeit der Künstler berichten. Sie war Malerin und sagte, dass die Nazis wirklich in einem echten und gewaltigen Gegensatz zur Natur standen. ‚Malen Sie die Natur‘, riet man ihr, wie sie sagte, und so gibt es in der zeitgenössischen Kunst natürlich weder einen Anreiz noch irgendeinen Fortschritt, denn so wie Sie es von den Lehrstühlen sagen, ist es auch mit frühere Originalität, die jede Neuartigkeit mit sich bringt, vorbei. So ist es überall. Aber bedenken Sie, dass die Vernichtung im Bereich des Rechts zudem noch ungeheuerlich ist. Wo man die Zweckmäßigkeit des deutschen Volkes als einzige moralische Norm beurteilt, um eine Vorschrift zu erschaffen, kann man nichts anderes als die Unterwerfung des Geistes und die niederträchtigste Sklaverei von so vielen Denkern erwarten.“

„Hier, hoffe ich, weiterhin Diplomat sein zu dürfen. In Chile wäre ich lieber Lehrer.“

„Ich lobe mir Ihren Geschmack“, antwortete ich ihm.

### // Donnerstag, 8. Mai 1941

In der dominikanischen Gesandtschaft empfing man ein Telegramm, in dem man uns aus Washington mitteilt, dass mein Freund Intxausti aus New York das Geld für vier Schiffspassagen bei der Nordisk Resebyra in Göteborg hinterlegt habe. Sogar für meine Frau und meine Kinder ...

Als ich heute Abend zur netten diplomatischen Abendgesellschaft kam, sah ich, dass sie bereits voll dabei war. Die Unterhaltung interessierte mich, denn die Situation des deutschen produktiven Gewerbes ist eines der spannendsten Themen für mich. Ich hatte einem meiner Freunde, der sehr freundschaftliche Beziehungen zu hohen diplomatischen Personen und verschiedenen deutschen Generälen unterhielt, mein Interesse daran kundgetan. Mehr als einer dieser Männer war meinem Freund einen sehr großen Gefallen schuldig. Dank solcher Gefälligkeiten wird sich die Vorkehrung dieser namenhaften Deutschen nach dem Krieg in wirtschaftliche Sorglosigkeit verwandeln können.

Das ist ein weiterer Aspekt des deutschen Zweifels: das Einlegen von Geldmitteln in den Geldschränken der gegnerischen Länder.

Die Diskussion war hitzig. Die Seiten die üblichen. Auf der einen Seite die Gesandten, mehrheitlich Anhänger der Alliierten; auf der anderen Seite der eine oder andere junge Diplomat und die netten Doktoren der Medizin, begeisterte Anhänger der Achse. Ich war dort als Vermittler, weil man, wie die jungen Männer sagten, etwa mit dem dominikanischen Gesandten nicht sprechen könne, da er mit seinen Scherzen ihre Argumente kaputtmachen würde.

„Deutschland produziert monatlich mehr als 3.000 Fluggeräte“, sagte einer der jungen Diplomaten, „das weiß ich aus sicherer Quelle.“

Das mit der *sicheren Quelle* ist ein sehr geläufiger Ausdruck, der zumindest den, der ihn verwendet, zufriedenstellt.

„Wenn die deutsche Produktion im Monat nicht 3.000 Fluggeräte erreicht, dann werden es nicht weniger als 2.500 sein. Es muss so sein, denn sonst wäre die vernichtende Überlegenheit der deutschen Luftwaffe an allen Fronten nicht zu verstehen“, sagte ein anderer der junger Mann.

„An allen Fronten nicht“, erwiderte ihm einer der Gesandten, „denn schon lange hat es diese grausamen Bombardierungen Englands wie im vergangenen Sommer nicht mehr gegeben.“

„Gut, aber das liegt daran, dass der Krieg sich derzeit auf die Balkanstaaten konzentriert. Außerdem ist die Angelegenheit mit Russland nicht geklärt. Wissen Sie überhaupt, wie viele Flugzeuge sie an der Grenze zu Russland stationiert haben müssen? Man sagt, dass sich bereits fast zwei Millionen Männer an der Grenze befinden.“

„Aus welchem Grund auch immer“, antwortete der Gesandte. „Eins ist aber sicher: die Deutschen können nicht gleichzeitig an allen Grenzen sein.“

„Wieso nicht?“ (An dieser Stelle begannen die jungen Männer ihre Stimmen zu erheben).

„Die Deutschen haben, wie man mir gesagt hat, an die 40.000 Flugzeuge, denn in Friedenszeiten wurde die Hälfte dessen hergestellt, was jetzt produziert wird“, versicherte einer der Doktoren.

„Aber dann stellen sie nicht 3.000 pro Monat her, sondern viel weniger“, antwortete der Gesandte.

„Sie haben Recht, Herr Gesandter“, schritt ich ein, „man übertreibt in diesen Dingen auf eine kindische Art. Wir können es uns ja ausrechnen. Nehmen wir an, statt 3.000 produzieren sie 2.000 Flugzeuge pro Monat. Sie haben gesagt, dass man in Deutschland in Friedenszeiten die Hälfte davon herstellte. Gut, also, multiplizieren wir die Jahre 1934 bis 1939, also sechs (wobei wir auf 33 verzichten und dafür das gesamte Jahr 39 als Friedensjahr berücksichtigen), mit der Anzahl der 12.000 Flugzeuge (1.000 pro Monat), die Hälfte der gegenwärtig angenommenen Produktion. Wie viele sind das?“

„72.000. Ja, das sind viele“, antwortete ein junger Freund der Achse.

„Aber unsere Rechnung ist noch nicht abgeschlossen, weil wir noch jene hinzurechnen müssen, die in den 16 Monaten der Jahre 1940 und 1941 hergestellt wurden, mit einem Umfang von 2.000 Stück pro Monat, das heißt, es sind insgesamt... 32.000... die zu den 72.000 der normalen Jahre hinzugerechnet genau 104.000 Flugzeuge ergeben. Sie werden einsehen, dass Deutschland mit dieser Anzahl alle Fronten der Welt zugleich angegriffen und nicht zugelassen hätte, dass sich Italien vor der Menschheit die vollkommene Blöße gibt, welches, als es noch Theater spielte und nicht Krieg, uns alle mit Gerüchten, Zahlen und Ansprachen erschreckte.“

„Das ist klar. Wenn Deutschland außerdem, wie man Ihnen sagt, eine Luftflotte hat, die 40.000 Fluggeräte umfasst“, sagte einer der Gesandten zu dem jungen Diplomaten mit den Zahlen, „dann ergibt sich daraus, dass man die provisorische Rechnung von Doktor Álvarez um mehr als die Hälfte senken muss.“

„Ich denke, dass das immer noch übertrieben ist... 40.000 Flugzeuge sind viele Flugzeuge.“

Ich musste an unseren Krieg denken, an die Schwierigkeiten, die wir hatten, ein Flugzeug zu bauen, Schwierigkeiten die auch die Deutschen haben. Dann beobachtete ich, dass der diplomatische Freund, der so viele gute Beziehungen zu den Deutschen hatte, zustimmende Gesten in meine Richtung machte.

„Sie sehen, liebe Freunde“, sagte einer der Gesandten, „dass es nicht so einfach ist, Zukunftsvisionen zu schmieden.“

„Ich denke“, sagte ich, „dass die gegenwärtige monatliche Produktion Großbritanniens nicht über 500 Stück hinausgeht.“

„Das kann nicht sein“, antworteten sie mir. „Sie werden dort viel mehr produzieren. Wie sollte es sonst möglich sein, den deutschen Luftangriffen standzuhalten?“

„Ganz einfach, weil die Deutschen auch nicht die Stückzahl produzieren, die die Menschen sich ausmalen. Glauben Sie etwa, dass man Flugzeuge wie Ziegelsteine produziert?“

Die Diskussion ging dann um die Piloten. Ich hatte mich neben meinen diplomatischen Freund gesetzt, der mir nebenbei und mit sehr leiser Stimme sagte, wobei er sich zu meinem Ohr beugte:

„Ich kenne endlich die gegenwärtige deutsche Produktionszahl. Bei einem vertrauten Treffen benannte sie mir der General X gestern, der, wie Sie wissen, Hitler begleitet und in der Reichskanzlei sitzt.“

„Und wie hoch ist sie?“, fragte ich ihn ebenso leise.

„820 Fluggeräte pro Monat, jetzt, da die Fabriken in den besetzten Ländern in Betrieb genommen wurden. Zuvor sehr viel weniger.“

„Das ist schon etwas ganz anderes. Anders hätte es nicht sein können. Es musste so sein.“

„Behalten Sie das für sich, sagen Sie das niemandem von denen.“

„Versprochen ... Vielen Dank für diese Information!“

Als die Versammlung zu Ende war und ich nach Hause ging, rechnete ich nach und dachte, dass man mit diesem Fluggeschwader, das meiner Meinung nach nicht mehr als 20.000 gleichzeitig umfasste – wahrscheinlich eher weniger –, nicht daran denken konnte, an zwei Fronten zugleich zu kämpfen, wemgleich die britische Flugzeugproduktion derzeit nicht mehr als ein Viertel der deutschen ausmachte.

## // Dienstag, 13. Mai 1941

Heute Morgen hat mich der venezolanische Gesandte angerufen.

„Mein lieber Freund Álvarez, ich denke, dass die folgende Nachricht Sie freuen wird. Morgen kommt die Witwe Guerra mit ihren Kindern.“

„Aber was reden Sie da, Herr Gesandter. Ist das wahr?“

„Ich habe gerade eine Benachrichtigung erhalten, die das besagt. Wollen Sie mit mir zu Mittag essen?“

„Sehr gerne.“

„Im Bristol, zur selben Uhrzeit wie immer.“

„Vielen, vielen Dank, Herr Gesandter.“

Ich war verduzt. Konnte das sein? Ich habe meine Augen zum Himmel erhoben und dem guten Gott gedankt, der die Menschen behütet, wie auch die Lilien oder die Vögel, die nicht säen. Doktor Despradel hatte mir für die Feierlichkeiten der Karwoche eine Übersetzung der Heiligen Schrift und der Evangelien geliehen, meine tägliche Pflichtlektüre. Heute war Psalm 107 dran und darin, als ob die Vorsehung mich darauf hingewiesen hätte, lese ich:

„Danket dem Herrn, denn er ist gütig, / denn seine Huld währt ewig. So sollen alle sprechen, die vom Herrn erlöst sind, / die er von den Feinden befreit hat. Denn er hat sie aus den Ländern gesammelt, / vom Aufgang und Niedergang, vom Norden und Süden. Sie, die umherirrten in der Wüste, im Ödland, / und den Weg zur wohnlichen Stadt nicht fanden, die Hunger litten und Durst, / denen das Leben dahinschwand, die dann in ihrer Bedrängnis schrien zum Herrn, / die er ihren Ängsten entriß und die er führte auf geraden Wegen, / sodass sie zur wohnlichen Stadt gelangten.“<sup>1</sup>

Ich bin ins Hotel Majestic gegangen, dass mir Doktor Despradel als diskret, anständig und sehr gemütlich empfohlen hatte. Dort reservierte ich zwei Zimmer. Ich ging zum Bahnhof, um mich über die Ankunftszeiten zu informieren und die Wege kennenzulernen. Danach aß ich mit dem guten venezolanischen Gesandten zu Mittag.

„Ich nehme an, Sie freuen sich“, sagte er zu mir.

„Versetzen Sie sich in meine Lage. Dann kennen Sie die Antwort, Herr Gesandter.“

„Erinnern Sie sich noch an meine letzte Nachricht, die ich fast als Drohung verfasst habe? Das war ganz gut, denke ich, denn die Angelegenheit hat sich, wie ich sehe, innerhalb weniger Tage gelöst.“

„Welch ein Glück. Nach vier langen Monaten in Deutschland, als ich schon glaubte, dass ich mich für sehr lange Zeit von meiner Familie trennen und sie in Gefahr zurücklassen müsste, hat sich alles, wie Sie sehen, innerhalb weniger Tage arrangieren lassen.“

Auch der Gesandte war überaus froh. Er gehört zu den Männer Amerikas, der Erlösung ...

## // Mittwoch, 14. Mai 1941

Ich bin um halb sieben aufgestanden. Eine Stunde später war ich bereits am Bahnhof Friedrichstraße. Ich musste bis neun Uhr warten, da der Zug Verspätung hatte. Ich spazierte auf dem Bahnsteig hin und her und konnte immer noch nicht glauben, dass so ein Wunder möglich war. Schließlich kamen Mary und meine Kleinen an. Sie sahen mich sofort und ich sie. Wozu sollte ich die Gefühle beschreiben, die ich verspürte, als wir uns umarmten?

<sup>1</sup> Psalm 107, 1-7, zitiert nach Katholische Bibelanstalt GmbH (1980): *Die Bibel. Altes und Neues Testament. Einheitsübersetzung*. Freiburg/Basel/Wien: Herder.

Ein Taxi brachte uns zum Hotel Majestic. Die Kinder waren trotz der 18-stündigen Zugfahrt ohne Pause und über Nacht glücklich. Es berührte mich ungemein, mit ihnen in der Sprache unserer Vorfahren zu sprechen. Die kraftvollen und ausdrucksstarken Wendungen unserer Sprache hatten für mich am heutigen Morgen einen besonderen Klang. Wir sprachen Baskisch, in Berlin, Verfolgte, die die Hand Gottes sanft durch allerlei Schwierigkeiten führte.

„Die Kinder haben auf der Reise sehr gut geschlafen“, sagte meine Frau zu mir. „Ich aber konnte nicht schlafen. Der Grenzübertritt nach Deutschland war die Hölle für mich. Und da dieser Kleine hier nicht still sein kann und die Dinge nicht versteht, hatte ich noch dazu Angst, dass irgendjemand hören könnte, dass er Baskisch spricht.“

„Hattet ihr Probleme an der Grenze?“

„Nein. Zum Glück war ich in diesem Moment sehr gefasst. Als wir die Grenze erreichten, kamen die Zöllner und verschiedene Offiziere der Polizei herein. Sie zwangen alle Reisenden, auszusteigen. Was sollte ich mit dem Gepäck tun und vor allem mit dem Kleinen, den ich nicht loslassen konnte? Ich schilderte den Offizieren mein Problem. ‚Sie müssen aussteigen‘, sagten sie mir auf Französisch. ‚Sie müssen durch den Zoll.‘ ‚Aber wie soll ich mit all dem Gepäck und den Kindern aussteigen?‘ Sie beachteten mich nicht. Ich beschloss, im Wagon zu bleiben, wenn sie mir keinen Kofferträger schickten. Dann kam ein deutscher Offizier zu mir. ‚Warum steigen Sie nicht aus, meine Dame?‘, fragte er mich. ‚Wie soll ich mit so vielen Koffern und den Kindern aussteigen?‘ ‚Warten Sie einen Moment.‘ Er kehrte mit einem Zöllner zurück, der das Gepäck durchsah. Der deutsche Offizier stempelte dann meinen Pass. Kurz gesagt, ich war, abgesehen von den Kindern, die Einzige, die nicht ausgestiegen ist.“

„Das war eine sehr edle Geste von diesem deutschen Offizier.“

„Ich war ihm sehr dankbar.“

Nachdem meine Frau ihren Bericht beendet hatte, musste ich weiter an den deutschen Grenzoffizier denken. Ihm wird mein Dank für seine gute Tat dorthin folgen, wo immer er sich aufhält. Es ist möglich, dass wir uns eines Tages in der neuen und wirklichen Freiheit begegnen, auf die der deutsche Offizier im Geiste zweifellos vorbereitet ist.

Als ich meiner Frau sagte, dass man die Schiffspassagen für uns in Schweden bezahlt hatte, war sie sehr glücklich.

„Du weißt überhaupt nicht, wie besorgt ich war, bis ich das gerade erfahren habe, denn ich bringe kein Geld mit. Sieh mal, mein Kapital: 20 Reichsmark. Weißt Du, wie es um unsere Familien steht? Die armen haben, wo immer sie konnten, das Geld für meine Reise zusammengekratzt. Sogar die Studenten haben ihre Taschen geleert. Du kannst Dir ja vorstellen, was für einen Beitrag sie geleistet haben müssen. Schließlich haben wir die Fahrkarten bekommen. Stell Dir vor, wie knapp es bei uns zuzuging, denn von den wenigen Francs, die sie mir für Unvorhergesehenes gaben, musste ich Deinem Bruder Juan um die dreißig zurückgeben, damit er ein Ticket von Brüssel, bis wohin er uns begleitete, nach Hause lösen konnte.“

„Ein größeres Opfer hätte man uns nicht bringen können“, antwortete ich ihr sehr beeindruckt, „aber Du musst auch wissen, dass ich Konsul Guardia alles Geld gegeben habe, das ich hatte, damit er es unseren Familien in Belgien bringt. Ich habe nur so viel behalten, dass ich die Fahrkarten nach

Schweden bezahlen und die ersten Ausgaben bestreiten kann, die wir dort haben werden. Alles Weitere liegt in Gottes Hand.“

„Die Situation in Belgien hat sich enorm verschlechtert. Der Lebensmittelmangel ist ein sehr großes Problem. Die Menschen reagieren jeden Tag schlechter. Alle sind unzufrieden.“

Als sie uns Weißbrot zum Frühstück reichten, sahen die Kinder mich erstaunt an und aßen es, als wäre es Naschwerk.

„Weißbrot? Wieso sagt man, dass die Menschen hier hungern?“, fragte mich Mary.

„Nein, hier leidet niemand Hunger, aber es gibt viel Not. Sie leben noch vom Hunger der anderen, vom Hunger, den Du verspürt hast. Später, wenn man keinen Nutzen mehr aus der Beschlagnahmung ziehen kann, wird das Problem größer ... obwohl ich nicht glaube, dass es der Hunger sein wird, der dieses Volk bezwingen wird. Es werden andere, überzeugendere Gründe sein, hervorgerufen von unseren Freunden, wenn diese den Krieg gewinnen wollen.“

## // Donnerstag, 15. Mai 1941

Meine Frau, oder besser gesagt, die Witwe Guerra mit ihren Kindern, wurde in der venezolanischen Gesandtschaft vorstellig. Dort erwartete sie der Gesandte, der Einzige, der in die Namenswechsel eingeweiht war. Die Kinder mussten ihre neuen Namen lernen. Meine Tochter heißt in Zukunft María und mein Kleiner José. Ich konnte nicht verstehen, wie die Kleinen sich darüber im Klaren sein konnten, was in diesem Augenblick ihre Aufgabe war. Aber sie verstanden es nicht nur, sondern schnitten bei der ersten Prüfung auch noch gut ab. Gut, wir sagten ihnen auch, dass die neuen Namen die deutschen Übersetzungen ihrer baskischen Namen Aintzane und Joseba seien. Die Kleinen irrten sich nicht, der Gesandte schon. Die Szene hatte etwas Komisches. Der Kanzler und der Gesandte empfingen meine Frau und meine Kinder in der Gesandtschaft. Ich wartete auf der Straße, da der Kanzler mich unter dem Namen Álvarez kannte und wir vermeiden wollten, dass er Vermutungen anstellt.

Als der Kanzler die Pässe überprüfte, fiel ihm auf, dass die Witwe Guerra aus Mérida, ein Dorf in Venezuela, war. Der Geburtsort wurde ihr in Belgien zugewiesen. Unglücklicherweise. Der Kanzler war nämlich auch aus Mérida. Natürlich stellte er Fragen. Meine Frau konnte keine davon beantworten, weil sie, wie abgesprochen, nur „zufällig in diesem Dorf geboren wurde“ und, seitdem sie vier Jahre alt war, in Europa gelebt hatte. Der Kanzler fragte sie nach ihrem Mann und der Gesandte, der weitere Fragen vermeiden wollte, und, ohne zu bedenken, dass in ihrem Pass stand, dass sie Witwe war, antwortete:

„In Caracas natürlich, in Caracas.“

Der Kanzler entschied sich dafür, zu schweigen, ebenso wie meine Frau, während der Gesandte, sich seines *lapsus* bewusst, die Unterhaltung geschickt beendete. Aber bis dahin war meine Tochter schon nach ihrem Namen gefragt worden, worauf sie ernst *María* antwortete und sogar der Kleine, der noch keine drei Jahre alt war, antwortete in seiner Kindersprache, dass er *José* heiße. Als man mir davon erzählte, musste ich lachen, aber ich dachte, was für eine traurige Situation, dass sogar die Kinder, um das Leben ihres Vaters zu retten, lernen müssen, so zu tun als ob!

Im amerikanischen Konsulat wurde uns vom freundlichen Vizekonsul, der meiner Frau sofort das Visum gab, alles erleichtert. Ah! Aber da war auch die alte, argwöhnische und inquisitorische Jungfer, die meine Frau eine Stunde lang einer minutiösen Befragung unterzog. Als wir ihr das Visum des Vizekonsuls zeigten, sagte sie ein wenig verärgert zu uns:

„Das bringt nichts ohne diese Formalitäten.“

Da von jedem Kind ein Foto verlangt wird, mussten wir welche machen lassen. Die übrigen Formalitäten wurden auf morgen vertagt. Der Verzug beunruhigt uns, denn solange können wir die schwedischen Visa nicht bekommen.

### // Freitag, 16. Mai 1941

Man hat mir im schwedischen Konsulat mitgeteilt, dass das Reisebüro Nordisk Resebyra 2.000 Dollar geschickt habe, die nun zu meiner Verfügung stehen und sie sich in der schwedischen Gesandtschaft befinden.

„Aber wurden denn die Schiffspassagen nicht bezahlt?“

„Das wissen wir nicht. Wir werden uns danach erkundigen.“

Sie riefen dort an. Die Schiffspassagen wurden nicht bezahlt, weil das Schiff bereits voll und seine Abfahrt zudem ungewiss ist. Wir waren enttäuscht. Wir gingen dann zum amerikanischen Konsulat und brachten die Fotos der Kinder dort hin. Eine erneute Befragung. Ich nahm die Kinder mit hinaus auf die Straße, während meine Frau sich eineinhalb Stunden lang dieselben Fragen wie gestern von der unverschämten Jungfer anhören musste. Als ich mit vom vielen Treppen hinauf- und heruntersteigen müden und erstaunten Kindern ins Konsulat kam, fand ich einen nervösen und von den ungerechtfertigten Verzögerungen verärgerten Konsul vor.

Ich bat die Gesandten um Hilfe.

### // Samstag, 17. Mai 1941

Die Gesandten von Santo Domingo und Venezuela bitten den schwedischen Gesandten um die schnellstmögliche Ausstellung unserer Visa. Sie haben versprochen heute Nachmittag Bescheid zu geben, nachdem sie mit Stockholm Rücksprache gehalten haben. Tatsächlich bestätigten sie um fünf Uhr die schlechte Nachricht von gestern. Es gibt keinen Platz auf dem Schiff, die Abfahrt des Schiffs nach New York ist ungewiss und es ist eine unabdingbare Voraussetzung, dass die Schiffspassagen bezahlt sind, um das Visum zu bekommen. Meine Ausreisegenehmigung läuft am 25. Mai ab, die Transitgenehmigung meiner Frau am 30. Müssen wir wieder zur Polizei? Mit dem Fortschreiten der Zeit steigt unsere Unruhe, denn all das, was bisher nicht geschehen ist, kann in den letzten Stunden passieren. Außerdem bin ich nicht mehr alleine. Einige Freunde von Doktor Álvarez haben gesehen, dass ich eine Frau mit zwei Kindern begleitete. Die Situation gefällt mir nicht. Meine guten Gesandten verstehen das und versprechen mir, dass sie am Montag persönlich entschieden beim schwedischen Gesandten vorsprechen werden. Ich habe ihnen gestattet, die Wahrheit zu sagen. Sie denken, dass sie ohne diese Erklärung das Visum erhalten werden.

## // Sonntag, 18. Mai 1941

Es ist nicht möglich, einen kleinen Jungen, der noch nicht einmal drei Jahre alt und zudem sehr frech ist, um Diskretion zu bitten. Heute Vormittag musste ich mit ihm die Kirche verlassen, weil er den Prediger nachahmen wollte, aber natürlich in *euzkera*, in Baskisch. Aus diesem Grunde können wir die Kinder nicht alleine im Hotel lassen.

Der Gesandte Santo Domingos, der uns zum Mittagessen einlud, musste lauthals lachen, als seine Sekretärin ihn fragte:

„Aber was sprechen diese Kinder untereinander, ich kann sie nicht verstehen.“

Sie prahlte damit, zumindest zu wissen, aus welchem Land eine Sprache war, weil sie fünf oder sechs perfekt beherrschte. Der Gesandte gab eine schillernde Erklärung über den Dialekt ab, den eine Hausangestellte den Kindern in Frankreich beigebracht haben soll.

Das interessierte sie nicht annähernd so sehr, wie die merkwürdige Erscheinung der jungen Witwe, die vom ernstesten Doktor Álvarez bis nach Amerika begleitet werden würde. Der Gesandte, dessen feiner Humor immer zur Stelle ist, erfand eine leidenschaftliche Liebesgeschichte, die er ihr bis zu jenem Zeitpunkt verschwiegen hatte. Nachdem er sie der Sekretärin im Vertrauen erzählt hatte, war ihre Neugierde befriedigt.

Nachmittags waren wir im Zoo. In einem Brauhaus nahmen wir, umgeben von zahlreichen Soldaten, eine Erfrischung zu uns. Viele der Männer waren Kriegsversehrte.

Abends ging ich wieder zur Abendgesellschaft in die Gesandtschaft. Das Thema war spannend: die Flucht von Rudolf Hess. Die erste Version der deutschen Presse war, dass Hess verrückt geworden sei. Die zweite besagte, dass er ein Patriot sei, aber seine Idee, Russland zu bekämpfen, ihn nach England hatte fliehen lassen, um Frieden mit England zu schließen.

„Dann ist der Kampf gegen Russland also entschieden?“, fragte ich.

„Es sieht so aus, als wäre man beim Militär sicher.“

Die Meinung dazu, dass sie weiterhin Truppen an die Front schicken, ist einhellig.

„Also, das bedeutet die endgültige Niederlage Deutschlands ...“

„Es spiegelt das Antlitz der bestürzten Deutschen wider.“

In der Tat habe ich verschiedene Personen beobachtet, die die Nachricht von der Flucht Hess' lasen und ich habe in der ganzen Zeit, in der ich hier bin, keine stilleren Kommentare gehört und keine angsterfüllteren Gesichter gesehen ...

„Bei wem Angst und Desorientierung herrschen, ist an der Führungsspitze“, sagte einer der Gesandten. „Es sieht so aus, als sei Hess bereits eine ganze Weile lang überwacht worden. Man hat mir gesagt, dass sein Leibwächter sofort erschossen worden sei.“

„Das ist furchtbar. Das ist so typisch für dieses Regime. Es ist erst ein paar Tage her, dass ich im Kino noch Hess unter Beifallsrufen an einem Festakt zum Ersten Mai teilnehmen sah, und nur wenige Tage später flieht er nach London.“

„Das hören wir die ganze Zeit. Eines Tages wird sich Hitler davon machen oder man wird ihn verschwinden lassen“, sagte einer der Anwesenden.

Man sieht auf der Straße, in den Restaurants, in den Hotels lange Gesichter. Sie lassen auf tiefe Besorgnis schließen. Es ist nicht nur, dass Hess geflohen ist. Vielmehr denken alle, dass der Bruch



mit Russland bevorsteht. Mit einer solchen Aussicht wird sich der Krieg verlängern. Die Zeit, der große Feind. Ich muss an all die intelligenten Deutschen denken, die ich zweifeln gesehen habe, weil sie so etwas gehnt haben.

### // Dienstag, 20. Mai 1941

Heute vor einem Jahr hat meine Mutter ihren Geburtstag in diesem elenden, kleinen Haus bei Dunkerque gefeiert. Heute hätte ich ihr gerne gesagt, dass der schwedische Konsul uns für morgen in sein Büro einbestellt hat, damit wir das erlösende Visum, den letzten Behördengang in einer Kette von Betrugereien und Schmerzen, in Empfang zu nehmen. Es wäre heute das schönste Geschenk. Die Gesandten waren mir hervorragende Freunde. Sie haben das Visum erhalten, weil sie all ihre Macht aufs Spiel gesetzt haben.

### // Mittwoch, 21. Mai 1941

Wir haben den ganzen Tag auf das Visum gewartet, das um fünf Uhr endlich kam. Auch Guardia, *mein Konsul*, ist gekommen. Instinktiv, aber zum richtigen Zeitpunkt. Der, der Doktor Álvarez geschaffen hat, musste unbedingt bei seiner Verabschiedung dabei sein. Sehr glücklich aß er mit uns zu Abend.

### // Donnerstag, 22. Mai 1941

Tag der Vorbereitungen. Zoll. Geldwechsel. Tickets für Zug und Schiff nach Göteborg besorgen. Man schlug mir vor, mit dem Auto zu reisen. Enrique, der Alleswisser, wird uns zur Grenze fahren, weil er auch dort Freunde hat. Ich nahm den Vorschlag an. Alles ist besser als der Zug mit seinen weisungsgebundenen Kontrollen.

Abends trafen wir uns mit all unseren Freunden. Es war ein sehr bewegender Moment. Wir verabschiedeten uns bis zum Wiedersehen in Amerika und dann bis zu jenem im Baskenland, ein Land, das sie nie vergessen wird. Ich habe viele Briefe geschrieben. Einer von ihnen an unsere Gefangenen in der Haftanstalt von Burgos.

### // Freitag, 23. Mai 1941

Endlich verlassen wir Berlin. Es ist acht Uhr morgens. Mein Konsul steht vor mir neben der Autotür. Eine letzte Umarmung und ein Dankeschön, das weder die Distanz noch die Zeit auslöschen werden. Wir reisen auf einer wenig befahrenen Straße von Berlin nach Saßnitz, an die Ostsee. Um halb vier kommen wir am deutschen Zoll an. Enrique eilt voraus und spricht mit den Zöllnern und der Polizei mit dieser heiligen Unwissenheit, die ihn noch immer begleitet, darüber, dass „sein Gesandter und andere Diplomaten wünschen, dass man diese Amerikaner kontrolliere“. Ich empfehle meiner Frau, dass unsere kleine Tochter vorsichtshalber immer ihre Puppe auf dem Arm behält. So wird es gemacht. Ein deutscher Offizier wird der Puppe gewahr und überhäuft meine Tochter mit

Streicheleinheiten, weil sie ihn an seine kleine Tochter erinnert, die weit weg ist. Die Sympathie für Aintzane war eine gute Strategie, weil, dank ihr und den guten Diensten Enriques, alles ganz schnell ging und wir nach einer Viertelstunde schon an Bord des schwedischen Schiffs waren, das uns nach Trelleborg bringen soll, dem nächstgelegenen Hafen in Schweden.

Als wir Deutschland verließen, waren wir so ergriffen, dass wir lange schwiegen, ohne uns des Wunders bewusst zu sein, das gerade eingetreten war. Wir hatten keine Kraft mehr, um darauf zu reagieren. Aber wir dankten Gott, dass er uns auf den Weg zu einer Menschheit gebracht hatte, unter der man so leben kann, wie man ist ...

Am Morgen des 24. Mai erreichten wir Göteborg. Es war, als ob wir aus einer alptraumhaften Welt entflohen waren. Wir konnten nicht glauben, was uns widerfahren war oder, besser gesagt, was uns nicht widerfahren war. Denn trotz aller Zwischenfälle war alles so glücklich verlaufen! Zweifellos würde eine fortwährende Abfolge von Situationen, gelebt unter konstanter Anspannung unter der Bedrohung einer ständigen Gefahr, zu einer Geistesgegenwart und Abgeklärtheit führen, die zur Folge haben, dass man sich an das gewöhnt, was unter normalen Umständen Grund für eine unerträgliche Angst wäre. Die beständige Gegenwart mindert die Aggressivität jeder Gefahr und manchmal verwandelt sich diese Gefahr dadurch in eine ständige Anspannung, deren Anziehungskraft – die jede riskante Vergnügung in sich birgt – man sich zu entziehen sucht.

Viele werden denken, dass das Durchqueren Hitlerdeutschlands mitten im Krieg für einen Mann mit meiner antinationalsozialistischen Bedeutung eine Heldentat ist, deren Umsetzung fast schon an Unmöglichkeit grenzt. Und dennoch habe ich es getan und das mit absoluter Selbstverständlichkeit. Natürlich schlug in meinem Herzen jede Stunde und jede Minute die Tragödie und verursachte einen so intensiven Schmerz, den wohl nur die verstehen mögen, die ihn selbst erlebt haben. Ein Vater, der Hoffnung darauf sieht, seine zerrissene Familie wieder zusammenbringen zu können, kennt das. Und auch der Flüchtling, der von seinen Henkern für eine Tat, die er nicht begangen hat, verfolgt wird. Aber der gewöhnliche Leser, dessen Lebensrhythmus frei von starken, emotionalen Schwankungen ist, wird dieses Buch lesen ohne ihm die Bedeutung beizumessen, die man einer Sammlung von lustigen Anekdoten oder aktuellen Abenteuern – entwickelt und beendet mit einer gewissen Originalität – zuspricht. Und ich sage nicht, dass er nicht Recht hat, denn abgesehen von allen emotionalen Nachwirkungen war die Art und Weise, auf die ich das gefürchtete Deutschland betrat, originell, ebenso originell wie ich es verließ. Originell durch seine Einfachheit und originell, weil es nur schwer einen anderen geben wird, der mein Abenteuer wiederholen können.

Ich verstehe die Enttäuschung einiger. Das habe ich ja bereits gesagt. Derjenige, der in meinen Berichten diese morbiden Gefühle sucht, die andere Erzählungen würzen, deren Gegenstand ebenfalls Nazideutschland ist, täuscht sich. Gott sei Dank musste ich die internen Mechanismen der Gestapo nicht kennenlernen und wenn ich sie nicht richtig kennengelernt habe, so hat sie auch mich nicht so kennengelernt, wie es ihre Pflicht gewesen wäre. Dass die Untergebenen Himmlers keine Spur in der Identität des schnaubbärtigen Doktor Álvarez fanden, in der sie nicht irgendein Merkmal des Präsidenten Agirre hätten entdecken können, kurz nachdem sie ein Volk im Krieg gegen sich abgeschlachtet hatten, gibt schon etwas zu denken. Ohne darauf abzuzielen, die Verdienste der Gestapo zu schmälern – wenn man sie denn als Verdienste bezeichnen kann –, muss ich sagen, dass man diese Organisation wie jede andere ihrer Art mit einer Geisteshaltung überwinden kann, die man,

im Volksmund, Gelassenheit oder Ruhe nennt, was verhindert, dass man sich beeindruckt und sogar von den Legenden, die sich so schnell darum ranken, blenden lässt, da man sie gelassen betrachtet. Das ist das beste Rezept, das Doktor Álvarez all denjenigen geben kann, die sich in der gleichen Situation befinden und über die Gestapo triumphieren wollen. Diese kann zwar grausam und sadistisch sein, aber sie ist nicht übernatürlich oder allmächtig und auch nicht allwissend.

Obwohl es einigen merkwürdig erscheinen mag, muss ich sagen, dass Deutschland eines der Länder ist, in denen man am einfachsten spionieren kann. In diesem Punkt sind nur die Vereinigten Staaten vergleichbar. Mit einem Unterschied jedoch und zwar, dass, während in den Vereinigten Staaten die Spionage möglich ist, weil die Freiheit Bestandteil des Lebens der Staatsbürger ist, es in Deutschland aufgrund des großen Vertrauens, das die Behörden in sich selbst und in die Effizienz ihrer polizeilichen Spielchen haben, möglich ist. Außerdem – und das haben die Nazis von den so Angst einflößenden Geschichten gelernt, mit denen man Kindern droht – glauben sie, dass es reicht, diesen Namen, Gestapo, der von einer Aura des Terrors umgeben ist, nur auszusprechen, um die Feinde oder diejenigen, die kühn versuchen, die Geheimnisse des Reiches kennen zu lernen, im Zaum zu halten. Um einen Mythos zu entzaubern, gibt es nichts Besseres, als den Respekt vor ihm zu verlieren. Andererseits habe ich in Deutschland die gleiche bürokratische Faulheit erlebt, die man bei jeder überlasteten oder zu komplizierten Bürokratie zu beobachten pflegt.

Ich denke, dass man in keinem Land der Welt weniger Anforderungen an einen Ausländer hat als im heutigen Deutschland. Ich kann bestätigen, dass bei allen Nachweisen, die ich erbringen musste, um nach Deutschland einzureisen, mich dort aufzuhalten und es zu verlassen, weder ein Foto noch ein Fingerabdruck von mir existieren. Die Erlaubnis, die man mir in Belgien ausstellte, hätte ebenso gut für mich wie für jeden anderen, der Doktor Álvarez heißt, gelten können. So sieht es aus. Deshalb pflege ich ein wenig zu lächeln, wenn ich Geschichten über Deutschland höre, die es als ein Land der Dornen darstellen, nicht durchquerbar aufgrund der Methoden der Gestapo und ihrer Agenten, übernatürliche Wesen, die alles hören und sehen. Nein, sowohl die Gestapo als auch die deutsche Armee können besiegt werden. Es reicht, es wirklich zu wollen. Und dieser Wille zu siegen und diese Hartnäckigkeit sind das, was man im Kampf von den Demokratien vor allem anderen fordern muss. Ich würde lügen, wenn ich nicht sagen würde, dass Deutschland nach außen hin den Anschein von Normalität vermittelt, eine pessimistische und trübsinnige zwar, aber letzten Endes Normalität. Aber ich sehe in dieser scheinbaren Ruhe eine schreckliche Tragödie, die mich mehr beeindruckt als die, die nicht an die Oberfläche kommt. Denn jedes diktatorische System besteht aus Blut und Unterdrückung und ich beziehe mich damit nicht auf das Blut der exekutierten und in den Gefängnissen misshandelten Opfer, sondern auch auf das andere Blut, das aus den Herzen derjenigen quillt, die die Schmach dessen spüren können, dass Millionen von Menschen aus dem Land ihrer Väter fliehen müssen oder in den Kerkerzellen stöhnen, weil sie nicht wie die Regierenden denken. Und im Allgemeinen wird dieser Tatsache weniger Bedeutung beigemessen als den Schrecken erregenden Szenen, die man in den Filmen sieht und von denen man in den Zeitungen liest, und die zu nichts anderem dienen, als die Seele der Menschen von der Suche nach der Wahrheit abzulenken und, was noch schlimmer ist, ihre Gefühle zu verwirren und ihnen ein Entsetzen einzuflößen, welches für diejenigen, die diesen grausamen Gegner bekriegen müssen, immer schädlich ist. Ich darf so

reden, weil ich vom Schlachtfeld komme. Wenn ich ein gewöhnlicher Zuschauer wäre, könnte ich mir den Luxus erlauben, Schauergeschichten zu erfinden.

Ich wiederhole noch einmal: Der Kampf besteht nicht darin, die Wahrheit in Verruf zu bringen und zu verfälschen, sondern darin, den totalitären Gegner und alle seine Freunde ausnahmslos – ich unterstreiche das *ausnahmslos* – zu besiegen und zu zerquetschen und zwar mit der gleichen Entschlossenheit, mit der man giftige Tiere zerquetscht. Aber das kann nur mit Beharrlichkeit und Mut gelingen, weil es immer einfacher ist, eine Karikatur des Gegners zu zeichnen, als das Gewehr zu nehmen und ihn zu erschießen. Angesichts der Karikatur lacht der Gegner und wenn es eine von denen ist, die ihm Angst machen, fühlt er sich nicht nur verspottet, sondern ist auch stolz, weil er dadurch entdeckt, was man an ihm fürchtet. Aber wenn er sieht, dass man zu den Waffen greift, anstatt auf seine Kosten groteske Zeichnungen zu erstellen, ha!, dann wird sich sicher ein defätistisches Stirnrunzeln auf seinem Gesicht abzeichnen. Weil das das Einzige ist, was ihm Respekt abnötigt. Auf die Gewalt, die angesichts der Zaghaftheit der anderen wächst, kann man nur mit doppelter Gewalt antworten. Es ist die einzige Sprache, die dieser Gegner versteht. So verstehen wir es, die wir aus diesem armen Europa geflohen sind, das jetzt nur noch Weideland für Gräueltaten ist und das darauf wartet, dass die gerechte und gerechtfertigte Gewalt die rohe Gewalt des Faschismus besiegt.